

## REZENSIONEN

JGO 68, 2020/1, 95–97

Andreas Kappeler

### **Ungleiche Brüder. Russen und Ukrainer vom Mittelalter bis zur Gegenwart**

München: C. H. Beck, 2017. 267 Seiten, 10 Abb., 4 Ktn. ISBN: 978-3-406-71410-8

Die Unabhängigkeit der Ukraine 1991 sorgte für eine neue Welle geschichtswissenschaftlicher Aufmerksamkeit für die Geschichte des Landes in Deutschland. Andreas Kappeler und Frank Golczewski veröffentlichten in den 1990er Jahren Gesamtdarstellungen der ukrainischen Geschichte. Russlands Annexion der Krim 2014 und verdeckter Krieg im Donbas haben die Ukraine abermals in den Mittelpunkt der Beobachtung gerückt. Historiker\*innen haben darauf mit verschiedenen Buchprojekten reagiert. Marci Shore hat mit *The Ukrainian Night* basierend auf Zeitzeugengesprächen eine Zeitgeschichte des Majdan 2013/14 und des unerklärten russisch-ukrainischen Kriegs im Donbas geschrieben. Karl Schlögel nimmt in seinem Buch *Entscheidung in Kiew* zunächst eine kritische Reflexion seiner wissenschaftlichen Faszination von Russland und der Sowjetunion vor, um dann eine Reihe zeitgeschichtlicher Städteportraits aus der Ukraine folgen zu lassen. Andreas Kappeler wiederum, der sich in seinem Werk wie kein zweiter in zahlreichen Publikationen mit den verflochtenen Geschichten russischer und ukrainischer Nationsbildung und *Rußland als Vielvölkerreich* befasst hat, hat für das allgemeine Leseublikum eine kurze und bündige Darstellung der miteinander verwobenen Geschichten der Russen und Ukrainer vorgelegt. Er äußert zu Beginn des Buches seine eigene Überraschung angesichts der Ereignisse von 2014/15: „Als ich vor mehr als zwanzig Jahren begann, mich mit der Geschichte der russisch-ukrainischen Beziehungen zu beschäftigen, hätte ich einen bewaffneten Konflikt zwischen Russen und Ukrainern für äußerst unwahrscheinlich gehalten. Dagegen sprachen ihre sprachliche, religiöse und kulturelle Verwandtschaft, ihre wirtschaftliche und demographische Verflechtung und das weitgehend konfliktfreie Zusammenleben von Russen und Ukrainern im Alltag.“ (S. 10) Kappeler weiß aus eigener Erfahrung, dass seit den 1990er Jahren der Dialog zwischen russischen und ukrainischen Historiker\*innen nie einfach gewesen, seit 2014 jedoch fast vollkommen zum Erliegen gekommen ist (S. 11). Die Relevanz seines Buches sieht Kappeler nicht in einer langen historischen Genealogie des Konfliktes von 2014. Die Schärfe der aktuellen russisch-ukrainischen Krise ist in den Augen Kappelers nicht aus der Geschichte, sondern aus extrem widerstreitenden Interessen der politischen Gegenwart abzuleiten. Die Motivation des Buches liegt in einem nach wie vor eklatanten Informationsdefizit ukrainischer Geschichte in der breiteren deutschsprachigen Öffentlichkeit. Darin sieht Kappeler die vordringlichste Aufgabe seines Buches (S. 12).

Im ersten Kapitel des Buches erläutert Kappeler seine thematische Auffassung der Geschichte von Russen und Ukrainern als ein Verhältnis unter Brüdern, im zweiten Kapitel handelt er die politische und historiographische Konkurrenz zwischen Russland und der Ukraine um das Erbe der mittelalterlichen Kiever Rus' ab. Die Kapitel 3 bis 10 bieten einen chronologischen Durchgang vom späten Mittelalter bis zur Gegenwart. Es gehört zur Eleganz dieses sehr gut lesbaren Buches, dass der Buchtitel der ungleichen Brüder sowohl einen Quellenbegriff russischer und ukrainischer

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

Selbst- und Fremdbezeichnung seit dem 17. Jahrhundert aufgreift als auch sich als aufschlussreiche Metapher der wechselseitigen Beziehungen anbietet. Einen Brief des orthodoxen Metropoliten von Kiev Iov Borec'kyj von 1624 an den Moskauer Zaren Michail Romanov, in dem Iov bittet, die jüngeren Brüder in Kiev nicht zu vergessen, führt Kappeler als erste ihm bekannte Quelle für die Verwendung des Brüderbegriffes in Selbstbeschreibungen des russisch-ukrainischen Verhältnisses an (S. 17). Verhältnisse unter Brüdern sind von familiärer Nähe und Vertrautheit gekennzeichnet, können aber auch in Konkurrenz und Streit münden. Kappeler betont, dass das Alltagsleben von Russen und Ukrainern über Jahrhunderte von Nähe und Vertrautheit gekennzeichnet war. Konflikte spielten sich unter den politischen Führungsfiguren ab. Das hat sich 2014 geändert. Mit der Annexion der Krim und seinem verdeckten Krieg in Donbas hat Putin auch das Nahverhältnis zwischen Russen und Ukrainern extrem belastet.

Das zweite Kapitel über die Kiever Rus' hält Kappeler sehr kurz und konzentriert sich hier vor allem auf die Rivalität der russischen und ukrainischen Historiographie und seit 1991 auch wieder der Politik um den Anspruch auf das Kiever Erbe. Für Russen und Ukrainer stellt die Taufe der Rus' 988 und die Herrschaft des Kiever Fürsten Vladimir/Volodymyr bis 1015 den Ursprung von Staat, Nation und Orthodoxie dar. Für das allgemeine deutschsprachige Lesepublikum wäre ein Verweis auf den deutsch-französischen Streit um Karl den Großen eine naheliegende Analogie gewesen. Jedenfalls beschreibt Kappeler einen Konsens westlicher Historiker, wenn er ausführt, dass die mittelalterliche Kiever Rus' ein Herrschaftsverband *sui generis* gewesen ist, aus dem keine ungebrochenen Linien in die modernen Nationalgeschichten der Russen und Ukrainer führen.

Kappeler stützt seine Einschätzung der Russen und Ukrainer als verspätete Nationen auf den Umstand, dass Russland und die Ukraine als Nationalstaaten erst seit 1991 existieren und verweist auf skeptische Stimmen in der Öffentlichkeit wie die von Bundeskanzler a. D. Helmut Schmidt, der 2014 die Ukraine zwar als unabhängigen Staat, nicht jedoch als Nationalstaat bezeichnete und in der ZEIT hinzufügte, selbst unter Historikern sei es umstritten, „ob es überhaupt eine ukrainische Nation gibt.“ (S. 83) Angesichts der Ausdifferenziertheit von Imperien- und Nationsgeschichte in der Historiographie der letzten dreißig Jahre stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, die Rede von verspäteten Nationen beizubehalten. Im 19. Jahrhundert war die überwiegende Mehrheit der Menschen Untertan in Imperien, nicht Staatsbürger eines Nationalstaats. Wer wäre denn eine pünktliche Nation? Die politische Staatsbürgernation wurde zwar mit der Unabhängigkeit der USA und der französischen Revolution im späten 18. Jahrhundert Realität. In beiden Fällen sind Frauen jedoch zunächst von der politischen Partizipation ausgeschlossen. Der französische Staat setzt eine französische Hochkultur erst um 1900 gegen zahlreiche Regionalkulturen durch, wie Eugen Weber in seinem Buch *Peasants into Frenchmen* gezeigt hat. In den USA hinterließ die Sklaverei nach ihrer Aufhebung 1865 ein Erbe des Rassismus, der die Gesellschaft der USA als unvollendete Nation erscheinen lässt. Unabhängig von der chronologisch-normativen Einordnung zeichnet Kappeler aber ein luzides Bild von Akkulturationen und Doppelidentitäten im russisch-ukrainischen Verhältnis des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (S. 122–123). Überzeugend fällt auch Kappelers Plädoyer aus, die Vielzahl von Umbrüchen im östlichen Europa 1917–1921/22 nicht allein als Revolution und Bürgerkrieg Russlands zu fassen. Die ukrainischen Revolutionen und ihre Staatsgründungsversuche erhalten in Kapitel 7 gebührende Aufmerksamkeit.

Mit geschichtswissenschaftlicher Präzision wägt Kappeler klar und nachvollziehbar Begriffe ukrainischer Selbstbeschreibung und Erinnerungskultur ab. Das gilt für die in den 1920er Jahren in

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

der Sowjetukraine entstandene Vorstellung, die Ukraine sei im Zarenreich eine Kolonie Russlands gewesen, und für die aktuelle Debatte, ob der Holodomor, der Hungertod im Zuge von Stalins Kollektivierung der Landwirtschaft, als Genozid zu bezeichnen sei. Kappeler sieht in der Ukraine keine Kolonie des Zarenreiches, die mit Turkestan und dem Kaukasus im 19. Jahrhundert zu vergleichen wäre. Die kulturellen Asymmetrien im russisch-ukrainischen Verhältnis des 19. Jahrhundert lassen sich, so Kappeler, treffender mit postkolonialen Kategorien der Imperien-geschichte fassen als mit dem Idealtypus einer vom Mutterland abgegrenzten und ausgebeuteten Kolonie (S. 128–129). Gebührenden Raum gibt Kappeler der Darstellung des Holodomor (S. 164–168). Kappeler befasst sich zunächst mit der allgemeinen sowjetischen Geschichte der Kollektivierung der Landwirtschaft, geht dann auf ukrainische, russische und kasachische Opfer der Kollektivierung ein, thematisiert die unmittelbare Verantwortung Stalins für die Hungertoten, wägt das Verhältnis von sozialen und nationalen Kategorien in Stalins Hungerpolitik ab und kommt dann zu dem Schluss, dass nationale Aspekte gegenüber Ukrainern 1932/33 in Stalins Kommunikation und Befehlen erkennbar werden, jedoch der Kollektivierungspolitik nicht von Anbeginn 1929 zugrunde lagen. Aus dem Grund sieht Kappeler im Holodomor keinen Genozid, verweist aber darauf, dass in der Ukraine des frühen 21. Jahrhunderts die Einschätzung des Holodomors als Genozid mehr oder weniger zum festen Repertoire von Erinnerungskultur und Geschichtspolitik gehört.

Zum Schluss seines Buches kommt Kappeler zum Ausgangspunkt von 2014 zurück. In Putins Politik sieht er eine durchschlagende Zäsur im russisch-ukrainischen Verhältnis, in dem die Politik tief in das Alltagsverhältnis von Menschen und sogar Familien eingeschnitten hat. Eine russisch-ukrainische Versöhnung hält Kappeler nur für möglich, wenn Russland sich aus der Ukraine zurückzieht und die Rolle als großer Bruder aufgibt (S. 235). Andreas Kappeler hat seine über Jahrzehnte erlangte tiefe Kenntnis der russischen und ukrainischen Geschichte in einem wohlproportionierten Buch in klarer und verständlicher Sprache dargelegt. Das Buch eignet sich hervorragend als Grundlagenlektüre in der Lehre. Seine Ausgewogenheit und Kenntnis kann dem öffentlichen Gespräch über Russland und die Ukraine in Politik und Medien nur zugutekommen.

MARTIN AUST

Bonn

JGO 68, 2020/1, 97–99

Charles Steinwedel

**Threads of Empire. Loyalty and Tsarist Authority in Bashkiria, 1552–1917**  
Bloomington, IN, Indianapolis: Indiana University Press, 2016. XIV, 381 S., 5 Abb.,  
6 Ktn., ISBN: 978-0-253-01926-4.

“Threads of Empire” is a longitudinal study of how Russian imperial rule shaped the lives of the inhabitants of the Southern Urals, and, as the subtitle suggests, the extent to which the local populations accepted the situation and remained loyal subjects of the Tsars.

In his introduction, Steinwedel claims that Bashkiria is an exceptional and challenging case in Russian imperial history. Situated on the south-eastern periphery of geographic Europe and on the border of the Western Siberian and Central Asian steppes, Bashkiria has been accessible to the Tsars since the conquest of Kazan' in the mid-sixteenth century. However, it was not until two centuries later, in the wake of Kirilov's and Tatishchev's famous Orenburg Expedition, that it was fully integrated into the Empire. Fairly regular political dealings with Muscovy, which Steinwedel describes in the first chapter, thus significantly predated full Russian penetration and incorporation of the region. Chapter two traces how, for much of the eighteenth century, Bashkiria challenged "enlightened" Russian rule with a very particular ethno-demographic and social set-up, which had emerged through the migration of large numbers of Russian and non-Russian peasants, trying to escape serfdom, into the Southern Urals. Here Steinwedel shows how there were alternating phases of accommodation and uprising throughout the second third of the eighteenth century. It became increasingly clear after Russia's Westernisation that the customary instruments of Russian imperial integration, applied earlier in the neighbouring Kazan' Province, such as co-optation of the local elite into the nobility followed by its eventual conversion to Orthodoxy and the enserfment of the sedentary population seemed either no longer satisfactory or not applicable to the semi-nomadic Bashkirs.

Indeed, in chapter three, Steinwedel describes how for much of the eighteenth and the first half of the nineteenth century, Bashkiria became a testing ground for old and new strategies, including the creation of a Cossack-like Bashkir military administration and a policy of religious toleration of the Muslim population. During the reform period of the 1860s and 1870s, however, the Russian government attempted to disentangle the Bashkir particularities and introduced the same legal, estate-based regulations as elsewhere in European Russia, as Steinwedel explains in the fourth chapter. This resulted in the dissolution of Bashkir military (self-)administration, on the one hand, and the preservation of certain particularities such as the Bashkir right to communal landholding, on the other. In the next two chapters, Steinwedel turns to the rise of nationalism in the area and the political mobilisation in the wake of the Russian Revolution of 1905.

Steinwedel argues that the Muslim elites, particularly in the Ufa province, were fairly well prepared for the extended franchise that followed the October Manifesto, mainly through their active participation in *zemstvo* activities. Taking the example of the Belebei district *zemstvo*, which, exceptionally, was dominated by Muslim deputies, Steinwedel shows how the local elites embraced the opportunities to participate in educational and social initiatives offered by the *zemstvo* – much to the displeasure of the provincial and imperial authorities. Somewhat belatedly in comparison with the Western fringes of the Empire, the local Muslim population, including the Bashkirs, did not experience their national awakening until the early twentieth century. Ethnic concepts of the nation, however, did not gain predominance before 1917, hence the formation of a Bashkir nation defined in ethno-cultural terms falls outside the timeframe chosen for the book, and some readers might be disappointed about this omission. Still, Steinwedel's detailed treatment of the struggle for Bashkir land over the centuries, from the granting of landholding rights and their frequent reformulation to the spontaneous or organised colonisation by non-Russian and Russian peasants, grounds the Tataro-Bashkir feud of 1917–1920 (cf. Serge Zenkovsky: *The Tataro-Bashkir Feud of 1917–20*, in: *Indiana Slavic Studies* 2 [1958], pp. 37–52) in a long-term perspective of Bashkir leaders defending their estates against Tatar elites, either ignorant or critical of inherited titles to noble and private landholding.

Steinwedel's book offers little in the way of new interpretative frameworks. Much of the early encounters between the Bashkirs and the Russians is framed in ways already suggested by Michael Khodarkovsky in his *Russia's Steppe Frontier. The Making of a Colonial Empire, 1500–1800* (Bloomington, IN 2002), and Steinwedel's treatment of colonisation in the region owes much to Willard Sunderland's *Taming the Wild Field. Colonization and Empire on the Russian Steppe* (Ithaca, NY 2004). The strength of the book is Steinwedel's attention to minute detail. Although his claims regarding the particularities of the Bashkir case are justified, the book reminds the reader of Andreas Kappeler's *The Russian Empire. A Multiethnic History* (Harlow 2001), but with a focus on just one geographical region. Like Kappeler, he examines general institutional, socio-economic and demographic developments and their impact, both on the relationship between the state and the different social and ethnic groups, as well as the interrelations among the latter. Equally valuable are Steinwedel's comparative perspectives on Russian imperial rule in other parts of the empire, and on colonial practices of European empires worldwide.

This is quite an accomplishment, even if the strict chronological organisation of the book means there is some repetition. In more than one chapter, several historical characters, like Aleksander Tsiurupa or Mirsaid Sultan-Galiev, are introduced to the reader in almost identical terms. Like Kappeler, Steinwedel relies on Russian archival and printed sources, of which he must have examined almost everything that is available. This obviously limits his take on the *Alltagsgeschichte* of the locals and the lower classes, even though at times he uses available ego-documents or poetry to transcend his state-centred perspective. But since the "threads of empire" are explicitly his major subject, this does not need to be seen as a serious weakness. This work definitely supersedes earlier and now outdated studies, such as Alton S. Donnelly's *The Russian Conquest of Bashkiria, 1552–1740. A Case Study in Imperialism* (New Haven, CT 1968).

CHRISTIAN NOACK  
Amsterdam

JGO 68, 2020/1, 99–102

Marie-Janine Calic  
**Südosteuropa. Weltgeschichte einer Region**

München: Beck, 2016. 704 S., 41 Abb., 7 Ktn. ISBN: 978-3-406-69830-9.

Die allmähliche Verselbstständigung der Geschichte Südosteuropas als Teilbereich innerhalb der Osteuropäischen Geschichte zeigt sich nicht nur in wissenschaftlichen Werdegängen und im Zugschnitt von Stellenprofilen, sondern auch über das Entstehen einer Reihe von Buchwerken mit Gesamtüberblicken zur Geschichte Südosteuropas – sei es als Projekt einer Gruppe, sei es als Werk aus einer Hand. Diese Arbeiten tragen ihrerseits zur Verfestigung der Identität eines Geschichtsraumes Südosteuropa bei.

Genannt seien unter Beschränkung auf deutschsprachige Publikationen die von Konrad Clewing und Oliver Jens Schmitt herausgegebene Kollektivmonographie *Geschichte Südosteuropas* von

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries  
of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming  
as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

2011 oder das erst teilweise abgeschlossene vielbändige, vom Institut für Ost- und Südosteuropaforschung herausgegebene *Handbuch der Geschichte Südosteuropas* und demgegenüber das Zwei-Autoren-Werk von Klaus Buchenau und Ulf Brunnbauer von 2018 oder die hier vorzustellende Monographie von Marie-Janine Calic. Beide Zugriffe haben ihre Vor- und Nachteile. Bei Gemeinschaftswerken verfügen in der Regel alle Mitwirkenden über spezielle Kompetenz gerade zu dem von ihnen bearbeiteten Bereich. Allerdings bleibt über alle redaktionellen Bemühungen um eine einheitliche Perspektive hinweg ein gewisser Pluralismus in den Ansätzen und Bewertungen erhalten. Bei Synthesen aus einer Hand lassen sich die bisherigen Arbeitsschwerpunkte meist leicht wiedererkennen und Ungleichgewichtungen in der Behandlung des Gesamtgegenstandes sind geradezu zwangsläufig. Aber dafür sind solche Werke mit größerer Wahrscheinlichkeit aus einem Guss und können nach Prämissen, Konzeption und Gestaltung deutlich geschlossener sein.

Das lässt sich zweifelsohne für das Buch von Marie-Janine Calic konstatieren. Ihr großes Anliegen ist ein verflechtungsgeschichtlicher Ansatz. Sie möchte Ereignisse in ihren globalen – oder zumindest über die Region hinausreichenden – Kontext stellen. Scheinbare Exzeptionismen bzw. das scheinbar „frappierend Andere“ erweisen sich als regionale Variante bzw. erklären sich aus großräumigeren Entwicklungen heraus. Einer Imperiennostalgie wie auch der Imperienforschung steht die Autorin explizit skeptisch gegenüber (S. 10). Das Imperium Romanum, Byzanz, Venedig, das Osmanische Reich und das Habsburger-Reich sind, vielfach negativ konnotiert, als Träger von Fremdherrschaft gezeichnet. Letzteres wird mit Bezug auf den Anfang des 19. Jahrhunderts als „eine lose Föderation von Staaten und Völkern“ (S. 259) bezeichnet; den Verfassungsverhältnissen angemessener dürfte sein: ein Imperium (*composite monarchy*, Reichsverband) mit vielfach gestuften Rechten der einzelnen Territorien und Stände. Nicht überzeugend ist die Aussage, Österreich-Ungarn habe nach der Okkupation von Bosnien-Herzegowina 1878 planvoll an der Stärkung des Katholizismus zulasten der anderen Religionsgemeinschaften gearbeitet (S. 312). Gewiss stabilisierte die Gründung der Kirchenprovinz Sarajevo 1881 die katholische Kirchenorganisation, aber der Anteil an Katholiken an der Gesamtbevölkerung wuchs dabei – vor allem durch Zuwanderung – von 1878 bis 1910 nur um gut vier Prozent (von 18,08 % auf 22,87 % der Gesamtbevölkerung), auch der orthodoxe Anteil stieg geringfügig. Der Anteil der Muslime ging wegen der Abwanderung – nicht wegen Glaubenswechsels – um über sechs Prozent zurück! Petar Vrankić hat in seiner hier nicht rezipierten Arbeit klar gezeigt, wie die österreich-ungarische Verwaltung großen Wert darauf legte, nicht als parteiisch zugunsten der katholischen Kirche zu erscheinen.

In verschiedensten Zusammenhängen verweist die Autorin auf eine Zusammengehörigkeit der Südslawen durch die Geschichte hinweg. Vom objektiven Sachverhalt der gemeinsamen Sprachgruppe abgesehen, erschien der Anspruch einer gemeinsamen Identität über die alten ethnischen und religiösen Identitäten hinweg erst im 16. Jahrhundert als gelehrtes Konstrukt und gewann nicht vor dem 19. Jahrhundert in der Öffentlichkeit an Gewicht.

Die Sympathie der Autorin gilt offensichtlich den jungen Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts und den daraus entstehenden Nationalstaaten einschließlich Jugoslawiens. Zu Recht sieht sie in den Geschichtsbildern von der Ethnogenese vielfach „geschichtspolitische Konstruktionen oder auch Mythen. Dennoch besitzt die Nationswerdung aber auch einen realhistorischen Kern. So stützen sich die heutigen Nationen auf geschichtlich gewachsene, stark konfessionell geprägte Bewusstseinsformen, die Gelehrte und Politiker zwar formen und ausgestalten, jedoch nicht nach Belieben frei erfinden konnten“ (S. 591). Gerade diese Aussage macht deutlich, wie kühn die ju-



goslawische Staatsgründung 1918 war, denn sie konnte an keine starken Bilder einer gemeinsamen Geschichte anknüpfen.

Die Erzählung ist nach einleitender Darlegung der Zielsetzungen und des gewählten Verfahrens vorrangig chronologisch aufgebaut, mit zunehmender Ausführlichkeit von der Antike bis in die Gegenwart. Die Überschriften der Hauptkapitel orientieren sich nicht an Südosteuropa selbst: „Lebenswelten und Zivilisationen vor 1500“, „Weltreiche und Weltwirtschaften 1450 bis 1800“, „Das Jahrhundert der globalen Revolutionen 1776 bis 1878“, „Weltkrisen und Weltkriege 1870 bis 1945“ und „Globalisierung und Fragmentierung 1945 bis heute“. Der zwischen struktur- und ereignisgeschichtlicher Orientierung wechselnde Erzählfluss wird aufgelockert durch Abschnitte, die von der Biographie bemerkenswerter Persönlichkeiten ausgehen, wie zum Beispiel von Ruđer Bošković, Adamantios Korais und Nikola Tesla.

Und in jedem der insgesamt acht Unterkapitel gibt es einen Abschnitt, in dem eine Stadt in Südosteuropa, ausgehend von einem bestimmten Jahr, vorgestellt wird, so zum Beispiel Thessaloniki 1821 und Sarajevo 1984. Die Stadtrepublik Dubrovnik wird unter dem Stichjahr 1776 präsentiert. Der Text suggeriert hier (S. 205): „Stiftungen und Schenkungen sollten helfen, den rechten Glauben zu verbreiten“, als hätten sie eine Missionswirkung entfalten sollen. Es ging vielmehr um die Katholizismus und Orthodoxie gemeinsame Praxis, das eigene Seelenheil oder das von Angehörigen durch Stiftung, Mildtätigkeit und Gebet zu sichern.

Bei der strukturgeschichtlichen Ausrichtung der Gesamterzählung ist der dominant unpersönliche Sprachstil naheliegend, für die zeitgeschichtlichen Kapitel hat das allerdings die – je nach Sichtweise positive oder negative – Folge, dass sich die Frage der Verantwortung einzelner Akteure für die Entwicklung des Geschehens kaum stellt. Oder aber sie wird wie im Falle des Massakers von Srebrenica 1995 verschoben (S. 574): „Auf tragische Weise führte dies der gesamten Welt die völlig unangemessene Reaktion der Staatengemeinschaft vor Augen.“ Statt dieses Nebenarguments wäre die Aussage viel wichtiger, dass der Befehl von General Mladić zu den Massenexekutionen ein neues Maß an extremer Gewalt in diesen Krieg brachte.

Die Autorin nimmt die Geschichtsregion Südosteuropa – häufig spricht sie auch synonym von „Balkan“ – als gesetzt und verzichtet auf die Bestimmung von Strukturmerkmalen. Südosteuropa ist bei ihr einfach definiert als das ehemalige Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien, Albanien und Griechenland (S. 12). Ungarn bleibt ausgeklammert, da es doch eher Merkmale von Ostmitteleuropa zeige, was im Übrigen ebenso für Slowenien, Kroatien und Siebenbürgen gelte (S. 13). Auch wenn die Leserinnen und Leser unscharfe Grenzen des Untersuchungsraumes akzeptieren sollten, fällt doch auf, dass die hochmittelalterliche Stadt- und Dorfkolonisation und die Ausbildung der Ständegesellschaft in Slowenien, im heutigen nördlichen Kroatien und in Siebenbürgen fast gänzlich unerwähnt bleiben.

Man kann – das sei hier ergänzt – geradezu von einem engeren und einem weiteren Südosteuropa sprechen. Das engere umfasst alle Gebiete, die über mindestens dreihundert Jahre unter osmanischer Herrschaft gestanden haben. Die Räume des weiteren Südosteuropas gehörten weniger als zweihundert Jahre zum Osmanischen Reich oder waren immerhin mittelbar von dessen Herrschaft in der Nachbarschaft betroffen. Das gilt auch noch für Slowenien.

Mit den Jahrzehnten der Existenz Jugoslawiens hat der Geschichtsraum Südosteuropa unbestritten eine weitere Verfestigung erfahren. Und dann heißt es doch überraschend (S. 566): „In Jugoslawien leitete der Übergang zur Mehrparteiendemokratie den Staatszerfall und einen bluti-

gen Nachfolgekrieg ein.“ Wenn dieser Satz Gültigkeit hätte, wäre jede Prämisse der Nicht-Zwangsläufigkeit des Scheiterns Jugoslawiens sinnlos! Schon der Bruch der Verfassung von 1974 seitens Milošević Anfang 1989 durch faktische Aufhebung der Autonomie des Kosovo war der erste große Schritt, die fragile Staatsordnung in den Augen der anderen Republiken zu delegitimieren.

Manchmal drängt sich mir beim Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse in Südosteuropa immer noch der Titel des Buches von Ivan T. Berend *Central and Eastern Europe 1944–1993. Detour from the Periphery to the Periphery* (im Sinne des Scheiterns der forcierten Modernisierung im Sozialismus) aus dem Jahr 1996 auf. Doch wenn man über alle Defizite hinweg auch darauf schaut, was in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten alles erreicht worden ist, möchte ich mit der Autorin davon ausgehen, „dass die Balkanländer keineswegs im europäischen Armenhaus verbleiben müssen, sondern dass sie das Vermögen besitzen, an ihrer schwierigen Lage selbst etwas zu ändern“ (S. 605).

Gewiss begegnet man – bei der Fülle des Materials und dem großen Themenbogen kaum vermeidbar – manchen sachlichen Ungenauigkeiten, irritierenden Gewichtungen und Verkürzungen, alle leicht korrigierbar im Falle einer zweiten Auflage. Unabhängig davon hat die Autorin ihr selbstgesetztes Ziel, die Geschichte Südosteuropas in den großen Zusammenhang der europäischen und für die Neuzeit auch der Weltgeschichte zu stellen, klar erreicht. Das Buch von Marie-Janine Calic ist ein bedeutsamer Beitrag zur Integration Südosteuropas in das Geschichtsbild eines ganzen Europa.

LUDWIG STEINDORFF

Kiel

JGO 68, 2020/1, 102–105

Maria Todorova

**Scaling the Balkans. Essays on Eastern European Entanglements**

Leiden, Boston, MA: Brill, 2018. X, 673 S., 11 Abb., 16 Tab., 2 Ktn., 4 Graph. = Balkan Studies Library, 24. ISBN: 978-90-04-35889-8.

Maria Nikolaeva Todorova, ihrer eigenen Aussage nach heute „praktizierende theoretische Alpinistin“ – im Unterschied zu ihrer Jugend, als sie auch praktische Alpinistin war – ist von der theoretischen wie praktischen Nützlichkeit des Fernglases überzeugt: „Binoculars are a favorite toy for mountain climbers and sitting on the top of the mountain you feel like a bird that has the whole world below within reach. But binoculars miss details that can be seen close-by with the naked eye. And the naked eye misses the whole complex world under the microscope“ (S. 2). Mit diesen Worten beschreibt sie gegenwärtige Herausforderungen von Historikern und Historikerinnen, die im Laufe einer wissenschaftlichen Karriere ihr Fernglas unterschiedlichen Entfernungen anpassen und dieses unter bestimmten Umständen besser beiseitelegen wollen. „Scaling the Balkans“ also „Den Balkan skalieren“ – auf plumpem Deutsch. „Den Balkan bemessen“ wäre zwar eleganter, aber, siehe oben, grundfalsch. „Den Balkan zoomen“ wäre wohl die zutreffendste Version – für einen Buchtitel jedoch ein Aufmerksamkeitskiller.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021



Es ist nun beinahe ein Vierteljahrhundert vergangen, seit Todorova mit einem Schlag auf sich aufmerksam machte. 1997 erschien die englische Erstausgabe von *Imagining the Balkans* geradewegs in der Mitte der kurzen Friedensphase zwischen dem Abschluss des Dayton-Vertrags Ende 1995, der den Krieg in Bosnien-Herzegowina beendete, und dem neuen „Balkankrieg“ in Kosovo 1999. Beide Kriege wurden letztlich von Nato-Einsätzen unter US-amerikanischer Führung beendet. Was die bulgarische Historikerin mit US-amerikanischer Greencard irritierte, war die Stimmung im Westen Europas und Teilen der USA. Insbesondere in der ersten Hälfte der 1990er-Jahre, wurden die Kriege zwischen einzelnen Republiken des auseinanderbrechenden Jugoslawien unter Einfluss tonangebender Medien sowie maßgeblicher Intellektueller als „Balkankriege“ verstanden und die Region sowie ihre Völker als ewig gestrig und kriegerisch charakterisiert. Ein klassischer Trivialgebrauch von Geschichte ließ eine Parallele zwischen den zwei „Balkankriegen“ von 1912/1913 und den Kriegen im zerfallenden Jugoslawien entstehen, obwohl keinerlei Verwandtschaft zwischen diesen beiden Kontexten bestand.

Obwohl die Essentialisierungslage durch westliche Akteure und Akteurinnen in den 1990er-Jahren noch wesentlich komplizierter war, möchte ich es wagen zu behaupten, dass das im vorhergehenden Absatz Beschriebene eines der Hauptmotive Todorovas bildete, *Imagining the Balkans* als eine Art Kampfschrift zu verfassen. Dieses Buch war ein außergewöhnlicher Erfolg und wurde in viele Sprachen übersetzt. Ich wage noch etwas zu behaupten, nämlich, dass dies weniger wegen der historisch-ereignisgeschichtlichen als vielmehr wegen der zeitgenössischen Komponenten des Werks der Fall war. Todorovas Leistung bestand darin, die hochmütige Selbstbespiegelung des europäischen, scheinbar erfolgreichen, wohlhabenden und friedfertigen Westens, die ohne ihren balkanischen Widerpart – ewig kriegerisch, arm und unfähig, die Geschichte zu bewältigen, – nicht möglich gewesen wäre, als solche zu bezeichnen und zu belegen. Sie hat damit nicht nur entscheidend für die Korrektur des Balkanbildes in der westlichen Öffentlichkeit beigetragen, sondern auch Essentielles für das Selbstverständnis der wissenschaftlichen Fächer geleistet, die sich aus unterschiedlicher Perspektive mit Südosteuropa bzw. mit dem Balkan beschäftigen. Sie schob mit ihrem Buch der abwertenden Essentialisierung der Region einen wirksamen Riegel vor.

Diese Vorausbemerkungen schienen mir notwendig, weil Todorova nicht nur theoretische Alpinistin ist und die Fähigkeit hat, mit unterschiedlichen Fernglaseinstellungen auf Geschichte und Gegenwart des Balkans zu blicken, sondern Dinge durch bestimmte Blickwinkleinstellungen auch anders zu sehen vermag als es gemeinhin geschieht. Sie richtet ihr Fernglas auf wichtige Brennpunkte, die für viele Beobachter im toten Winkel liegen. Todorova entwickelte nach *Imagining the Balkans* in zahlreichen Abhandlungen abseits von Mainstreamdiskursen alternative Denkfiguren, Perspektiven und Einstellungen auf Gegenwart und Geschichte des Balkans. Allerdings werden diese Beiträge nur bedingt wahrgenommen, da sie in verstreuten Publikationsorganen erschienen sind.

Vor diesem Hintergrund ist es sehr zu begrüßen, dass 30 ihrer ausgewählten wissenschaftlichen Beiträge, darunter auch einige unveröffentlichte, in dem vorliegenden Band der *Brills Balkan Studies Library* erschienen. Die meisten sind in den vergangenen zwei Jahrzehnten entstanden, einige bereits in den 1990er-Jahren. Diese Artikel weisen eine Vielzahl von Einstellungen auf, die zwischen Makro- und Mikroperspektive oszillieren.

Die Beiträge sind in zwei Teile gegliedert. Der erste figuriert unter dem Titel „Concepts“ und der zweite unter „Structures, Processes and Events“. Der erste Teil umfasst zwölf Beiträge, die auf

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

drei Abschnitte verteilt sind. Der erste Abschnitt, „Modernism, Backwardness and Legacy“, enthält Beiträge, die weit über die Balkanregion hinausreichen. Damit lassen sich diese im Rahmen ost-, west- und gesamteuropäischer Entwicklungen historisch einordnen und vom Nimbus befreien, stets den Entwicklungen in West- und Zentraleuropa hinterherzuhinken und diese zu kopieren.

Hervorzuheben ist die Abhandlung „The Trap of Backwardness: Modernity, Temporality and the Study of Eastern European Nationalism“, die als Auftaktbeitrag des Bandes tonangebend ist. Todorova startet mit der Beobachtung, dass sich beinahe alle Forscher und Forscherinnen darin einig sind, dass der erwachende Nationalismus des 19. Jahrhunderts das lebhafteste Symbol der Moderne sei und dem Westen die historische Pionierrolle in der Formierung nationalistischer Bewegungen zufalle. Den osteuropäischen Völkern, den balkanischen insbesondere, komme dabei lediglich die Rolle von Nachzüglern zu. Sarkastisch notiert sie, dass, dieser Logik gehorchend, Italien und Deutschland osteuropäischer gewesen seien als die Osteuropäer selbst, da der Nationalismus speziell auf dem Balkan früher eingesetzt habe als bei diesen beiden europäischen Großmächten. Griechenland und Serbien hätten ihre Nationalstaaten bereits ein bis zwei Generationen zuvor etabliert, Rumänien und Bulgarien etwa zur gleichen Zeit. Von diesen Beobachtungen ausgehend, stellt sie Ernest Gellners Diktum infrage, wonach die Moderne den Nationalismus hervorbringe und nicht umgekehrt. Die Geschichte der Balkanländer würde dies klar widerlegen. Als nächstes widerspricht sie der allgemeinen Auffassung, die Balkanländer seien vergleichsweise rückständig gewesen. In der Widerlegung dieser These geht sie insbesondere mit den Wirtschafts- und Politikwissenschaftlern und -innen hart ins Gericht. Sie hätten beispielsweise Zentrum-Peripherie-Modelle (auch in weltweiter Perspektive) entwickelt, in denen dem Balkan und Osteuropa seit dem 16., wenn nicht gar seit dem 11. Jahrhundert eine Nachzüglerrolle zufalle. Der Nationalismus stelle demnach ein „organisches“ westliches Phänomen dar, das nur das Zentrum hätte hervorbringen können und auf „fremden Boden“, also in die ost- und südosteuropäische Peripherie, „verpflanzt“ worden sei. Dort habe er als Nachahmung in fremder Erde ohne seine „organischen Wurzeln“ Fuß fassen müssen. Die Genealogie von Ursprung, Verpflanzen und Kopieren könne, so Todorova, ein Phänomen nicht zufriedenstellend erklären, das in etwa derselben Zeitspur weltweit aufgetreten sei. Ein alternatives Erklärungsmuster wäre die Annahme, dass die grundsätzlichen Analogien des Nationalismus mit den Ähnlichkeiten menschlicher Gesellschaften in Zusammenhang stünden. Nationalismus sei demzufolge ein beinahe gleichzeitig auftretendes, weltweit neuartiges Phänomen menschlicher Vergemeinschaftung, das im weiteren Sinn von Phänomenen der Moderne stimuliert worden sei (Urbanisierung, sich verdichtende Bürokratisierung, Kommunikationsrevolution). Todorovas Auffassung, dass menschliche Gemeinschaften oder Gesellschaften in Vergangenheit und Gegenwart deutlich mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede aufweisen, ist plausibel. Ihr Ansatz suggeriert jedoch eine mehr oder weniger synchrone Entfaltung menschlicher Gemeinschaften und Gesellschaften, die allerdings nur im Hinblick auf bestimmte Phänomene auszumachen sind. Todorova streitet Ungleichzeitigkeiten in der Menschheitsgeschichte keinesfalls ab, sondern verweist darauf, dass es beides zu beachten gäbe – die Gleichzeitigkeiten wie auch die Ungleichzeitigkeiten, wobei letztere stärker hervortreten, je mehr wir am Zoomer des Fernglases drehen.

Die Beiträge des zweiten („Balkanism, Postcolonialism and Orientalism“) und dritten Abschnittes („Nationalism, Identity and Alterity“) kommen dieser Perspektive bereits deutlich näher, insbesondere wenn die Verfasserin auf die Frage eingeht „What Is or Is There a Balkan Culture, and Do or Should the Balkans Have a Regional Identity?“ Es handelt sich dabei um eine Keynote

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

Speech, die Todorova im Jahr 2002 in Istanbul auf der ersten Konferenz des Balkan Political Clubs hielt. Als einzige Frau gehörte sie diesem Forum an, das zu Frieden und Zusammenarbeit auf dem Balkan beitragen sollte. Diese Rede verneint eine gemeinsame Kultur und betont die vielfältigen Balkankulturen, deren Verbreitung zudem nicht mit Nationalgrenzen zusammenfalle. Dasselbe gelte für die Identitätsfrage. Eine einzige (gemeinsame) Balkanidentität habe es historisch nie gegeben und werde es wohl auch in Zukunft nicht geben. Nach Auffassung Todorovas ist es gerade die kulturelle Vielfalt und Reichhaltigkeit, die die „Schönheit des Balkans“ ausmache. Es habe zwar zweifelhafte Versuche gegeben, eine gemeinsame Mentalität und Identität eines *homo balcaninus* zu konstruieren, diese seien jedoch letztlich alle gescheitert, weil sie auf Mythen aufgebaut worden seien. Sie kommt zu dem Schluss, dass der Balkan beziehungsweise Südosteuropa zwar eine historische „Geschehenseinheit“ (Holm Sundhausen) bildeten, diese aber nicht ausreichend wirkmächtig war, um eine übernationale Regionalkultur oder gar nationsübergreifende Identitäten hervorzubringen.

Der zweite Teil gliedert sich in vier Abschnitte mit Beiträgen über Demografie und Sozialstruktur, Nation und Gesellschaft, Historiografie und Gedächtnis sowie über Erinnerungen an die Zeit des Sozialismus und Kommunismus.

Eine Klammer der Gemeinsamkeit ist in den 30 Beiträgen, die in den vergangenen 20 bis 30 Jahren und unter verschiedenen Prämissen im Motivationsregister entstanden sind, kaum auszumachen. Todorova hat dies weder in der Einleitung versucht noch eine Conclusio verfasst, die ihr Gelegenheit dafür geboten hätte. Was sich jedoch durch das Potpourri der Beiträge zieht, sind regelmäßige Überraschungseffekte und alternative Denkfiguren, die sich dem Mainstream entgegenstellen.

Dieser Sammelband wird für jene interessant sein, die die von Todorova in *Imagining the Balkans* gelegten Spuren weiterverfolgen wollen, er wird aber auch für Lehrende eine Bereicherung sein, da der Band eine Reihe von Schlüsseltexten umfasst, die als Grundlage für Vorlesungen und Seminare hervorragend zu verwenden sind, darunter auch die beiden hier näher besprochenen. Schließlich sollten auch all jene zu diesem Band greifen, die sich in ihren eigenen Arbeiten vor Essentialisierungen ihres Balkanbildes zu schützen versuchen. Sie werden in dem beinahe 700 Seiten umfassenden Band ausreichend Hinweise für den Auf- und Ausbau von Selbstimmunisierungsstrategien vorfinden.

KARL KASER

Graz



JGO 68, 2020/1, 106–107

Friedrich Wilhelm Schembor

**Galizien im ausgehenden 18. Jahrhundert. Aufbau der österreichischen Verwaltung im Spiegel der Quellen**

Mit einem Vorwort von Harald Heppner. Bochum: Winkler, 2015. 466 S.

ISBN: 978-3-89911-216-0.

After the First Partition of Poland, the Habsburg Empire was faced with the question of how the territory it had acquired, which had been given the artificial name of the “Kingdom of Galicia and Lodomeria”, also known as Galicia, should be governed and administered. In order to reap the maximum benefit from the situation, while also securing itself from possible discontent and upheaval, Austria had to develop specific policies to make this former Polish land a fully fledged part of the empire. In this extensive work, Friedrich Wilhelm Schembor studies how the process of the establishment of an Austrian government in Galicia at the end of 18th century is reflected in the original written sources, namely official correspondence, inventories, reports by officials, orders, patents, etc. The book consists of a foreword (p. 9), an introduction in which Schembor provides a historical overview of the time period researched (pp. 11–16), Part 1 “Establishment of the General Administration” (pp. 19–201), Part 2 “Establishment of the Police” (pp. 205–373), summary (pp. 375–382), appendix containing the full text of some documents (pp. 385–450), a list of sources and literature (pp. 451–456), an index of persons (pp. 457–461) and of places (pp. 461–466).

The first part of the book starts with the proclamation of the “reappropriation” of Galicia by Empress Maria Theresia in her manifesto of 11 September 1772, and her simultaneous request to the Austrian ambassador in Warsaw, Gottfried Freiherr van Swieten, to find evidence in the archives to prove Austria’s rights to Galicia. Schembor then proceeds to conduct a chronological examination of the fundamental documents concerning the establishment of the Austrian administration. For example, he provides extensive summaries of the 1773 inventory of Galicia made by the first Galician Governor, Count Pergen for Joseph II, the 1783 state description recorded by the Galician referent of the Court Chancellery von Margelik, and the “preliminary thoughts” of the Governor Graf Pergen concerning the future governance of the land, as well as the reaction of Joseph II to his suggestion. Schembor also includes documents dealing with individual issues, such as the Jewish Regulations of 1776 and the Jewish Patent of 1785, as well as documents concerning the role the officials themselves played in the establishment of Austrian governance in Galicia (such as the anonymous letter complaining about Count Pergen’s lack of activity as Governor), or the personal attitude of Emperor Joseph II towards Galicia eight years after it was acquired by the Habsburgs, which he expresses in a letter to Maria Theresia on 18 May 1780.

The second part of the book conducts a closer examination of one of the aspects of the establishment of the administration in Galicia, namely the foundation of a police force. Schembor takes a broader perspective on this issue, starting with an overview of the history of the police in the Habsburg Empire, the first instructions to police directorates and their application in Prague and Brno. He proceeds with a description of the organization and functioning of the police in Galicia, both in Lviv and in other cities and towns of the province, once again examining original sources in chronological order. Here he devotes significant attention to the various instructions to the police

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

forces, such as the *Instruction for the Protocolist of the Police Directorate in Lviv* of 19 July 1787 (as Schembor himself mentions, this is aimed more at establishing the general philosophy of the police than at listing their precise tasks) or the *Instruction for the Clerk of the Police Directorate in Lviv* of 19 July 1789, which comprised a more detailed description of police duties. Another important document examined here is the plan for the organization of the Lviv police, created by the Lviv Police Director Halama on 14 May 1789 at the request of Governor Brigido. The power intrigues of the highest police officials in Galicia are examined in more detail later in the text. The second part of the book concludes with the establishment of the police forces in Kraków and Lublin after West Galicia was acquired by the Austrian empire, the search for possible anti-Austrian Polish conspiracies in Galicia, and several documents concerning the general governance of West Galicia at the close of the 18th century, including a description of different social groups. Both in the first and the second part of the book, summaries of the documents are provided, with some characteristic parts being quoted directly.

The appendix contains the full texts of the three historical sources, namely the “Entwurf einer Stadtpolizei, insbesondere in Lemberg”, “Anmerkungen über den politischen, ökonomischen und moralischen Zustand des Broder Districts, wie man hievon eine 6 ½ jährige Dienstzeit die Kenntniß erworben” and the “Beschreibung der Königreiche Galizien und Lodomerien nach dem Zustand, in welchem sie sich zur Zeit der Revindicirung durch Ihro Kais. Königl. Apostolischen Majestät und besonders im Monat Julius 1773 befunden haben“. The texts are provided with the original orthography.

The biggest asset of Schembor's study is that it contains summaries and analysis of the sources that would otherwise be quite difficult to find. Due to a fire in the Palace of Justice in 1927, a significant number of documents have been lost or heavily damaged. Schembor thus recreates their texts by referring to secondary literature, such as the *Geschichte Maria Theresias* by Alfred Arneth or *Untertan und Staat in Galizien. Die Reformen unter Maria Theresia und Joseph II* by Roman Rosdolsky. This book therefore provides an exceptional collection of materials concerning the first decades of Habsburg Galician history.

It could be argued that the author provides a somewhat sketchy picture of the establishment of the administrative organs and police in Galicia and that he does not provide sufficient analysis of the successes and failures of the Habsburg policies in Galicia from a short-term perspective, concentrating more on the plans and outlook for Austrian governance as a whole. Another criticism of the study might be that it gives little insight into the perspective of the Galician population on Habsburg rule, and therefore lacks an important component of policy-formation. However, due to the unique sources being cited and the book's clear structure, it provides an excellent starting point for any research on the first decades of Habsburg rule in Galicia.

OLEKSANDRA KRUSHYNSKA

Vienna



This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

JGO 68, 2020/1, 108–110

György Dalos

**Der letzte Zar. Der Untergang des Hauses Romanow**

Deutsche Bearbeitung von Elsbeth Zylla. München: Beck, 2017. 231 S., 23 Abb.

ISBN: 978-3-406-71367-5.

In dem Jahr, in dem sich die Russische Revolution zum hundertsten Mal jährt, zielt ein digital nachkoloriertes Foto von Nikolaj II. mit Ehefrau Aleksandra Fëdorovna, der deutschen Prinzessin Alix von Hessen, und ihren Kindern den Umschlag des Buches des Historikers und Schriftstellers György Dalos. Abgebildet sind allerdings nur vier Kinder, eine der Töchter fiel offensichtlich dem Bildausschnitt zum Opfer. Wie schon bei vorherigen Büchern zum „letzten Zaren“ wird nicht versäumt, im Untertitel den Abbruch der 300-jährigen Dynastie der Romanovs zu betonen, bedeutete dieser doch den Auftakt zu einer neuen Epoche der Weltgeschichte. Kann das Werk dieser historischen Zäsur, ja der Geschichte überhaupt, etwas Neues hinzufügen? Die Antwort lautet: Nein.

Nikolaj II. stand in dem Ruf des liebevollen Familienoberhaupts. Als Landesvater war er aber ein Befehlshaber, der auf sein Volk schießen ließ und so die Revolution von 1905 auslöste. Als die Russische Orthodoxe Kirche, deren Stellung als Säule der Gesellschaft nach 1917 verloren ging, ihn und seine Familie im Jahr 2000 kanonisierte, geschah dies nicht wegen seiner Liebeshwürdigkeit oder Politik, sondern wegen seiner „bestialischen Ermordung“ (S. 1). Die Ansichten der neuen Machthaber ab Oktober 1917 waren – wie auch ihre Absichten für die Zukunft – schwankend und, gemessen am Selbstverständnis als Marxisten, dubios: Einerseits stufte man den im Februar über Nacht abgetretenen Monarchen als „schwächliche Figur“ auf dem Thron ein, andererseits sah man in ihm einen von Blut durchtränkten Tyrannen, dem in Moskau als designierter Bühne der Prozess gemacht werden sollte (S. 197). Dass im vollends entfesselten Bürgerkrieg seine Befreiung durch „weiße“ Truppen drohte, bedeutete, den Ex-Zaren als „lebendiges Symbol im Dienste der ausländischen Interventions- und Bürgerkriegstruppen in ihrem Kampf gegen die Sowjetmacht“ zu beseitigen. Es drängt sich die Frage auf, ob die Außergewöhnlichkeit der Tötung ein Zeugnis der Improvisation, gar Zufälligkeit war oder (logische) Folge der verschärften innenpolitischen Situation und Sinnbild für den Charakter des neuen Regimes.

Darf man es dem Autor vorwerfen, sich auf das Drama mit bekanntem Ausgang eingelassen zu haben, dabei aber eine Arie angestimmt zu haben, ohne eigene Note? Sein Buch gliedert sich in die Einleitung und zehn Kapitel, deren Überschriften deutlich machen, dass Dalos sich nicht entscheiden konnte, an der Dekonstruktion des Mythos, der sich in vielen Jahren um seinen Untersuchungsgegenstand bildete, zu arbeiten oder an dessen Bestätigung. Einige Schlagwörter aus den Kapitelüberschriften mögen als Kostprobe für das Pathos der Darstellung des Werde-, Leidens- und Untergangs des Protagonisten dienen: „[G]escheiterte Reifepfung“, „Allein mit der Revolution“, „Der Sturz“, „Die Tragödie des Bürgers Romanow“.

In der Einleitung wird kurz das (Feind-)Bild „Nikolaj der Blutige“ sowjetischer Historiker als „Quelle allen Übels“ (S. 9) erwähnt. Mit Blick auf die Kanonisierung des Zaren und seiner Familie als „Märtyrer“ tut der Autor auch „seine Skepsis als Agnostiker“ (S. 10) kund. Was der Wandel des Zaren-Bildes vom Tyrannen zum Heiligen aber für die Beschäftigung mit seinem Thema bedeutete bzw. welche Konsequenz das für sein Buch hatte, bleibt offen. Versteckt in einer ersten Anmerkung

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021



(S. 211) erfolgt der Hinweis, dass Dalos seinerzeit die zweifelhafte Schrift von Mark Kasvinov *Dvadcat' tri stupeni vniz* (Dreißundzwanzig Stufen abwärts), das erstmals 1978 erschien, ins Ungarische übersetzen musste. Der Titel bezifferte die Zahl der Stufen in den Keller des Ipat'ev-Hauses, die der Ex-Zar, seine Familie sowie Diener, Zofe, Koch und Leibarzt zu ihrer Hinrichtung hinabsteigen mussten. Die Zahl der Stufen repräsentierte die 23 – aus Sowjetperspektive ausschließlich repräsentativen – Jahre, die sich Nikolaj II. auf dem Thron hielt. Heute steht an der Stelle, wo sich in Ekaterinburg das Ipat'ev-Haus befand, die mit Spenden errichtete „Kathedrale auf dem Blut“. Dort, wo sich der Bergwerksschacht befand, in den anfangs die elf Leichen „entsorgt“ werden sollten, eine Klosteranlage. Beide Orte sind zu Wallfahrtsorten für russische Gläubige geworden.

Die umfangreiche Forschung zum Thema „Letzter Zar“ und „Ende der Romanovs“ wird ignoriert, gleichwohl zu Beginn der Einleitung das Konvolut des existierenden Materials erwähnt wird. Der Autor beachtet weder die bisherigen Arbeiten zum Thema im engeren Sinne noch die Erkenntnisse jüngerer Arbeiten zur russländischen Sozial-, Kultur- oder der neueren (russischen) Imperialgeschichte. Wünschenswerte Bezüge zur Forschung über die Romanov-Dynastie (stellvertretend hierfür Matthias Stadelmann: *Die Romanovs*. Stuttgart 2008; Simon Sebag Montefiore: *The Romanovs 1613–1918*. London 2016; dt.: *Die Romanows. Glanz und Untergang der Zarendynastie 1613–1918*. Frankfurt 2016) stellt er nicht her.

Im Kapitel „Dynastie oder Familie – eine griechische Tragödie“ zitiert der Autor Passagen mit den Koseformen „Nicky“ (für Nikolaj) und „Alix“ (für Aleksandra), um die häusliche Atmosphäre zu betonen und nennt „Tolstoj's Maxime über Glück und Unglück der Familien“ (S. 88). In dem sich anschließenden Kapitel berichtet er von der „gefährlichen“ Verwand- und Freundschaft des Zaren zu seinem Cousin „Willy“ (für Wilhelm II.); diese Darstellung kombiniert er wahlweise mit den innen- oder außenpolitischen Krisen, ohne substanzielle Erkenntnisse daraus abzuleiten.

Was vordergründig so aussieht, als stolpere der Autor wahl- und ziellos durch einzelne wichtige Stationen im Leben des werdenden und regierenden Zaren, führt bei genauer Sicht zur Gewissheit darüber, dass Dalos in der Auswahl der Stationen (die tragisch verlaufende Krönungsfeier mit mehr als 1 000 Toten, der Russisch-Japanische Krieg, der Blutsonntag, Rasputin) letztlich nur der sowjetischen Narration folgt. Weder entwickelt der Autor eine eigene Idee davon, wie sich die Lebens- und Ideenwelten des Zaren formierten, noch erläutert er, welche Bezüge zur Spätphase des ausgehenden Zarenreiches er sieht. Allenfalls mit Bezug auf Rasputin wird angedeutet, wie fatal sich einzelne biographische Details auf den Ruf des Zaren auswirkten.

Das letzte Kapitel will „Die Tragödie des Bürgers Romanow“ beschreiben. Allerdings gelingt es Dalos nicht, die Ermordung des letzten Zaren und seiner Familie, die auf Beschluss des Uraler Gebietssowjets mit Einverständnis der Zentrale erfolgte, neu zu beleuchten. Auch sachliche Fehler zeugen vom fehlenden Bemühen um eine angemessene Einordnung des Geschehens. So ist beispielsweise Ekaterinburg, das 1723 zeitgleich mit dem Bau eines neuen Eisenhüttenwerks in der Regierungszeit Pjotr I. (des „Großen“) entstand, nach dessen zweiter Frau, der späteren Ekaterina I., benannt und nicht, wie vom Autor vermutet, „nach Katharina der Großen“ (S. 198).

Der letzte Teil des Kapitels ist dem Umgang der sowjetischen Machthaber mit der Nachricht vom Tod des ehemaligen Zaren und seiner Familie gewidmet. Anstelle eines Fazits beschreibt der Autor die Vertuschung der Bluttat durch die Bolschewiki, die offensichtlich die Reaktion der Alliierten fürchteten. Ebenfalls knapp fällt auch die Literaturauswahl aus: Sie besteht aus 20 Titeln nebst der

lakonischen Bemerkung des Autors: „Ich habe zahlreiche Quellen aus dem Internet verwendet“ (S. 224).

Die andauernde Romanov-Renaissance, die sich 2017 auch in der Auseinandersetzung um das Kino-Melodram *Matilda* zeigte, verweist auf die anhaltende Brisanz des Themas auch hundert Jahre nach dem Ende der Dynastie. Vor diesem Hintergrund wäre eine substantielle Untersuchung und Einordnung des Lebens und Wirkens Nikolajs II. durchaus wünschenswert gewesen.

MATTHIAS BÜRCEL  
Oldenburg

JGO 68, 2020/1, 110–112

Elena N. Marasino

**„Zakon“ i „graždanin“ v Rossii vtoroj poloviny XVIII veka. Očerki istorii obščestvennogo soznanija**

[„Gesetz“ und „Staatsbürger“ in Russland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Studien zur Geschichte des gesellschaftlichen Bewusstseins]

Moskva: Novoe Literaturnoe obozrenie, 2017. 512 S. = Historica Rossica.

ISBN: 978-5-4448-0696-8.

Die Historikerin Elena Marasino hatte bereits für ihre Monographien *Psichologija ėlity rossijskogo dvorjanstva poslednej treti XVIII veka* [Psychologie der russländischen Adelselite im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts] (Moskva 1999) und *Vlast' i ličnost'. Očerki ruskoj istorii XVIII veka* [Macht und Persönlichkeit. Studien zur russischen Geschichte des 18. Jahrhunderts] (Moskva 2008) ein beeindruckendes Quellenkorpus von tausenden Briefen adeliger Korrespondenten, Akten der Gesetzgebung, Werken der Publizistik und der Belletristik gesammelt, das sie bei der Erarbeitung dieser neuen Monographie ausschöpfen konnte. Sie unterstreicht mit der deutschsprachigen Überschrift „Die russische Begriffsgeschichte“ (S. 13), dass sie in ihrer Monographie die russischen sozialen und politischen Typenbegriffe untersuchen will, die sich im 18. Jahrhundert durchsetzten. Sie orientiert sich dabei an dem von O. Brunner, W. Conze und R. Koselleck herausgegebenen Handbuch *Geschichtliche Grundbegriffe* (Bde. 1–8. Stuttgart 1972–1997) und kann mit Ingrid Schierle kooperieren, die bereits seit mehr als drei Jahrzehnten erfolgreich auf diesem Gebiet forscht.

In Kapitel I über das „Gesetz Gottes“ (*zakon božij*) und das „Gesetz des Staates“ (*zakon gosudarstvennyj*) geht Marasino von dem Moratorium für die Anwendung der Todesstrafe durch die Kaiserin Elizaveta Petrovna im Jahr 1744 aus, das vor allem durch deren Sorge um ihr Seelenheil motiviert wurde. Die Forderung nach Abschaffung der Todesstrafe hingegen durch Cesare Beccaria in seinem Werk *Über Verbrechen und Strafen* (1764) war insbesondere von den aufklärerischen Bestrebungen zur Humanisierung des Strafrechts diktiert. Die Begnadigung der ursprünglich zum Tod verurteilten Staatsmänner P. P. Šafirov und H. J. F. Ostermann auf dem Schafott sollte sich den Untertanen als Akt der kaiserlichen Milde einprägen, nicht etwa der konsequenten Anwendung des Gesetzes. Die 1762 zur Macht gelangte Kaiserin Katharina II. hatte die Todesurteile zu recht-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

fertigen, die 1764 über den Unterleutnant Vasilij Ja. Mirovič, der den Thronprätendenten Ivan VI. getötet hatte, 1771 über die Anführer des „Pestaufstandes“ in Moskau, bei dem Erzbischof Amvrosij einer erhitzten Menge zum Opfer fiel, und 1774/75 über die Anführer des Aufstandes Emel'jan Pugačevs verhängt wurden. In dieser Zeit wurden sowohl die Todesstrafe im Dialog zwischen Macht und Untertanen als auch die Grundlagen des Verhältnisses kirchlicher und staatlicher Gesetzgebung verhandelt. Das öffentliche „Reuebekenntnis“ der Delinquenten gegenüber der Kirche wurde in Russland wie zuvor schon im protestantischen Raum nunmehr von weltlichen Gerichten als Sühne verlangt.

Der Begriff des Gesetzes (*zakon*) steht im Mittelpunkt des Kapitels II. Seit der Regierungszeit Zar Peters I. wurden Manifeste, Reglements, Instruktionen und *ukazy* erlassen, die die Tätigkeit der Staatsbehörden und der Rechtsprechung regulieren sollten (vgl. dazu N.A. Voskresenskij: *Petr Velikij kak zakonodatel'. Issledovanie zakonodatel'nogo processa v Rossii v epochu reform pervoj četverti XVIII veka* [Peter der Große als Gesetzgeber. Die Untersuchung des Gesetzgebungsprozesses in Russland in der Reformepoche des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts]. Moskva 2017). Die Wahrung der Einheit des Staatswesens (*sochranenie v celosti gosudarstva*) wurde unter Katharina II. zum obersten Staatsziel erklärt, Pasquille und staatlich nicht genehmigte „schädliche Auslegungen“ von Gesetzen durch Einzelpersonen unnachgiebig verfolgt.

Im Kapitel III wird erläutert, wie der von der Staatsmacht zentral gesteuerte Diskurs den Begriff „*graždanin*“ (Staatsbürger) gegenüber dem traditionellen „*nižajšij rab*“ (untertänigster Sklave) durchsetzte. In der Belletristik wurde der „*graždanin*“ am liebsten von der Kaiserin, der Autorin von Theaterstücken und Fabeln, selbst verwendet, nicht jedoch von dem freimaurerischen Schriftsteller Nikolaj I. Novikov, bei dem sich vielmehr der Begriff „*sograždane*“ (Mitbürger) fände (vgl. S. 392). Nach der Angliederung polnischer Territorien im Zug der Teilungen des Landes wurden ihre Bewohner als „neue Untertanen“ (*novye poddanye*) gegenüber den alteingesessenen (*drevnie*) Untertanen bezeichnet (vgl. S. 347). Bedenkenswert ist das Urteil Elena Marasinovas, dass sich zwar bei Autoren der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die sich als wahre „Söhne des Vaterlandes“ begriffen hätten, moralisch begründete Kritik an der Erbuntertänigkeit (*krepostničestvo*) finden lasse, deren Aufhebung durch ein zarisches Gesetz zu dieser Zeit jedoch aus ökonomischen Gründen noch nicht möglich gewesen und die Bauernschaft nicht auf sie vorbereitet gewesen sei (vgl. S. 382). Damit wendet sich Elena Marasina gegen die über lange Zeit vorherrschende Ansicht, es habe den Herrschern, die den Widerstand des grundbesitzenden Adels gefürchtet hätten, nur am Willen gefehlt, die Bauern zu befreien.

Für die Bestimmung der Autorschaft der Denkschrift eines anonymen russischen Autors aus dem Jahr 1794, die die expansive Außenpolitik der Zarin kritisiert und die zweifellos auch wegen ihrer schriftstellerischen Qualitäten das Interesse der Forschung beanspruchen darf (Rossijskij Gosudarstvennyj archiv drevnich aktov [Russländisches Staatliches Archiv alter Akten], fond 10, opis' 3, delo 594, hier Abdruck S. 447–458), wählte Elena Marasina einen ungewöhnlichen Weg. Sie versuchte die anonyme Autorenschaft durch einen Aufruf an die internationale Fachwelt zu klären. An der Diskussion nahmen 15 russische und ausländische Spezialisten teil, die Katharinas Favoriten A. S. Vasil'čikov und P. V. Zavadovskij, die Staatsmänner und Militärs A. R. Voroncov, N. V. Repnin, P. A. Rumjancev, Ja. E. Sievers, E. R. Daškova und sogar die Mitglieder des Herrscherhauses Pavel Petrovič und Aleksandr Pavlovič sowie den polnischen Exilkönig St. A. Poniatowski als mögliche

Autoren dieser Denkschrift ins Gespräch brachten. Eine Klärung der Autorschaft ist jedoch noch nicht in Sicht.

Elena Marasino hat zum wiederholten Male eine an den Quellen orientierte, gedankenreiche Publikation vorgelegt, der eine eingehende Diskussion und die weitere Verwendung in der Forschung zu wünschen ist.

MICHAEL SCHIPPAN  
Berlin

JGO 68, 2020/1, 112–114

Stefan Wiese

### **Pogrome im Zarenreich. Dynamiken kollektiver Gewalt**

Hamburg: Hamburger Edition, 2016. 329 S., 4 Abb. = Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. ISBN: 978-3-86854-304-9.

Die Geschichte der Pogrome im Russischen Imperium des 19. und 20. Jahrhunderts ist bereits mehrfach „umgeschrieben“ worden. Während die zeitgenössischen Kritiker dieser Ereignisse, allen voran Simon Dubnov, der das erste Narrativ im Wesentlichen kreierte, davon ausgingen, dass der zarische Staat revolutionäre Energien seiner Untertanen bewusst auf die Juden ableitete, sah eine revisionistische Historiographie seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts (Rogger, Aronson u. a.) wechselweise allgemeine Krisensituationen, alten Judenhass, aber auch die Hetze einer rechtsextremen Publizistik und die „Černye Sotni“, die „Schwarzhundertschaften“ der „Union des Russischen Volkes“, als Urheber der antijüdischen Gewalt.

Der vorliegende Band, eine von Jörg Baberowski an der Humboldt-Universität betreute Dissertation, sucht sich im Rahmen der aktuellen Gewalthistoriographie von der „politischen“ Ursachenforschung zu lösen und die Pogrome als Spielart einer allgemeinen Gewaltgeschichte zu interpretieren. Die Ablehnung einer „Steuerung von oben“ und einer „Exotisierung“ folgt der früheren Kritik, neu ist vor allem die Abkehr von der „Fokussierung auf Gewalt gegen Juden“ (S. 11).

In einer Reihe von Fallstudien aus den einzelnen „Pogromwellen“ (1881, 1905, 1914, 1918/19), aber auch mit Verweisen auf andere als die unmittelbar behandelten und dicht beschriebenen Orte (Elizavetgrad / Kropyvnyč'kyj, Žytomyr, Astrachan, Fastiv) sucht Stefan Wiese nach den Faktoren, die den Ablauf von Gewaltexzessen bestimmten, und kommt dabei neben den bekannten Elementen – wie alltäglichen Streitigkeiten, die fehlinterpretiert ausarteten, und der Schwäche oder Abwesenheit der Polizei – zu Bedingungen wie dem Wetter, dem Alkohol und der sich plötzlich bietenden Gelegenheit zur Bereicherung durch Plünderung. Hier spielen weitaus mehr als in früheren Darstellungen neben den einzelnen „Anführern“ die „Zuschauer“ eine Rolle, die erst im Verlauf einer angelaufenen Gewaltaktion erkennen, dass sich ihnen nun offenbar straflose Aneignungsmöglichkeiten gegenüber einem wehrlosen und zudem negativ besetzten Teil der Bevölkerung eröffnen. Mit diesen Erkenntnissen werden Bezüge zu späteren, auch gegenwärtigen Phänomenen möglich. Zudem sind weitere Thesen des spannend zu lesenden, gut geschriebenen Buches bemerkenswert.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

Wiese weist darauf hin, dass die frühen Pogrome zwar nicht gewaltfrei waren, dass aber physische Gewalt nicht den Tod des Opfers zum Ziel hatte, sondern einerseits nur eine Begleiterscheinung der Raub- und Zerstörungshandlungen war, andererseits bei den hier aktiven Unterschichten quasi zum kulturellen Repertoire gehörte und den aggressiven Tätern vor allem „Spaß“ machte.

Zu diskutieren ist dagegen die vom Autor daraus abgeleitete Folgerung, dass an der wachsenden Letalität in den späteren Pogrom-Zeiten nicht zuletzt die sich bildenden jüdischen „Selbstwehren“ die Schuld trügen (S. 166). Im „Dialog der Gewalt“ sei die Übereinkunft über die angestammte Rangfolge aufgekündigt worden (S. 123). Dadurch eskalierten die Zusammenstöße, und die „linken“ Selbstwehren hätten ihr Ziel nicht nur in der Pogrom-Verhinderung, sondern auch in der eigenen Gewalt gegen die „Rechten“ gesehen (S. 158).

Dagegen ist es dem Autor gut durch den Blick auf die klare Zeitenfolge gelungen, die Rolle der vielzitierten „Schwarzhundertschaften“ zu falsifizieren oder unter eine Nachweisgrenze zu drücken.

Einen interessanten Ansatz bildet abschließend die Definitionsveränderung, welche die jüdenfeindlichen Handlungen aller Parteien des Russischen oder Ukrainischen Bürgerkriegs nicht mehr als „Pogrome“, sondern als „Massaker“ bezeichnet und sie damit anders qualifiziert und kontextualisiert als die bis dahin betrachteten Vorgänge.

Im Sinne der oben angeführten Faktoren der Pogrom-Ursachen am interessantesten ist jedoch die These, dass die bei den konventionellen Pogromen beobachteten Phänomene sich auch bei anderen, nicht mit Juden in Zusammenhang stehenden Gewalthandlungen erkennen ließen. Wiese weist bei den Cholera-Unruhen an der Wolga 1892 nach, dass es wesentlich das Gerücht war, die Cholera sei keine ansteckende Krankheit, sondern werde durch ein von den Ärzten verabreichtes Gift verbreitet, das bewirkte, dass sich die Gewalt gegen Ärzte, Sanitäter und die Cholera-Wagen richtete (S. 97–98). Ähnlich tobten sich die „Einberufungspogrome“ 1914 willkürlich gegen Juden, Deutsche, aber auch gegen Perser aus. Wieses Ansicht nach müsse daher die Charakteristik dieser Aktivitäten nicht als „Welle von Juden- und Deutschenpogromen“ beschrieben werden, sondern „als Folge der massenhaften Einberufung“ (S. 256). Damit schließt er sich an die für den Bürgerkrieg entwickelte These Felix Schnells an, dass „wer Opfer von Gewalt wurde [...] wenig über die Gründe dieser Gewalt“ aussage (Felix Schnell: *Der Sinn der Gewalt*, in: Zeithistorische Forschungen 5 (2008), 1, S. 18–39, hier S. 20).

Man spürt beim Lesen förmlich, wie Stefan Wiese damit Probleme hat: Einerseits will er Gewalt zum „nicht per se abwegige[n] und irrationale[n]“ „Repertoire menschlichen Handelns“ zählen und sich gleichzeitig gegen die Thesen Vladimir Bechterews, Gewalt werde durch „psychische Mikroben“ verbreitet, oder Gary Slutkins, Gewalt sei „eine ansteckende Krankheit“, wehren (S. 109–112). So wie niemand etwas für eine Erkrankung kann, wird ja damit – und das ist eine der Gefahren der Reinterpretation von Gewalt – die Verantwortung für Gewalt und hier eben für Pogrome unterschiedlicher Art aufgehoben. Sie werden in den Rang unkontrollierbarer Naturereignisse verschoben. Dies ist nicht das Anliegen Wieses. Aber wenn man alles auf die „Umstände“ schieben will, verschwimmen die Verantwortlichkeiten.

Wiese wollte keine „Eskalationsgeschichte“ schreiben, sondern den Vorrang „situative[r] Faktoren“ unterstreichen (S. 289). Damit hat er sicher nicht die ganze bisherige Forschung umgestoßen, aber es gelang ihm, einige ihrer Fehlschlüsse zu diagnostizieren und damit den Diskurs zu diesem Thema um einen wichtigen und produktiven Schritt voranzubringen. Und er hat einen

wesentlichen Beitrag zur Komparatistik geleistet, indem er Pogrom-Verhalten aus der Nische der jüdischen Geschichte herausgeführt hat.

FRANK GOLCZEWSKI

Hamburg

JGO 68, 2020/1, 114–116

Ekaterina Egorova

**Das Bildungswesen in Russland unter dem Gesichtspunkt der Individualisierung**

Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 2016. 360 S., 10 Abb., 35 Tab.

ISBN: 978-3-487-15480-0.

„Sie wollen, dass ich an der Tafel tanze und sie währenddessen mit den Handys spielen.“ Mit diesen Worten verteidigte sich eine Gymnasiallehrerin in Russland gegenüber Eltern und Schülern, die zunächst von der Einführung individualisierter Lehr- und Lernmethoden schockiert waren (S. 274). Zu schroff war der Kontrast zu den noch sowjetisch geprägten Vorstellungen von gutem Unterricht als Frontalunterricht. Bereits in diesem Beispiel kommt die historische Dimension des Themas „Individualisierung im Bildungswesen“ ins Spiel. Ekaterina Egorova verfolgt in ihrer hier als Buch vorgelegten Dissertationsschrift dieses Motiv bezogen auf Russland bis ins 18. Jahrhundert zurück.

E. Egorova ist offensichtlich keine gelernte Historikerin. Ihre über 50 Seiten lange historische Hinführung kann nicht überzeugen. Sie konstatiert für das 18. Jahrhundert: „Russland nahm die europäische säkularisierte Kultur mit den Ideen der Freiheit, der Demokratie, des Humanismus wahr, die für lange Zeit die Entwicklung des Bildungswesens bestimmte“ (S. 50–51) und zieht für das 19. Jahrhundert das Fazit: „Im Zentrum der Pädagogik stand [...] die Entwicklung moralisch hochstehender, harmonischer Persönlichkeiten entsprechend ihrer Fähigkeiten und ihrem Temperament – also ihrer Natur“ (S. 65). Für den Beginn des 20. Jahrhunderts verweist sie auf das „enorme Wachstum der Wissenschaften, die sich mit dem Wesen des Menschen auseinandersetzen“ und schlussfolgert: „Dies erlaubte es den Pädagogen und Wissenschaftlern, das Kind [...] ins Zentrum der Lehr-Lerntätigkeit zu stellen und dabei die Besonderheiten der Persönlichkeit [...] in Betracht zu nehmen“ (S. 70–71). In der Sowjetzeit bis 1945, so die Autorin, „bestand die Aufgabe der Schule in der Erziehung der Persönlichkeit im Kollektiv und durch das Kollektiv“ (S. 74) – ganz im Sinne des Marxschen Diktums von der allseitigen Entfaltung der Persönlichkeit. Ihre Kritik am Zustand der sowjetischen Pädagogik dieser Zeit beschränkt sich auf wenige Zeilen. Für die Folgezeit bis 1990 kommt sie zu dem Schluss: „Darüber hinaus ist die Nachkriegszeit durch eine gewisse Abschwächung der sowjetischen Dominanz gekennzeichnet. Dieser Umstand gab Forschern und Wissenschaftlern auch im pädagogischen Bereich eine gewisse Freiheit. Auf diese Weise entstanden verschiedene pädagogische Richtungen in Russland, die auch das Problem der Individualisierung in Betracht zogen und auf ihre eigene Art zu installieren versuchten“ (S. 81). Nach 1991 „entsteht eine optimale Atmosphäre für Entwicklung und Untersuchung der Individualisierung und der Differenzierung in Russland“ (S. 86). Dieser fast teleologisch angelegte Durchgang durch die Bil-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021



dungsgeschichte ist angereichert mit vielen lesenswerten Belegen und bietet ein gut durchdachtes Who's who der russischen Geistesgrößen, die sich zu pädagogischen Themen geäußert haben. Etwas überraschend wird darin auch die estnische Erziehungswissenschaftlerin Inge Unt aufgenommen, wohl da einige ihrer Veröffentlichungen schon vor 1991 erfolgten (S. 84). In die Darstellung mischen sich einige sachliche Fehler. So wird behauptet, Zar Aleksander I. habe 1803 in Russland „die Leibeigenschaft abgeschafft“ (S. 60). Dies bezog sich aber nur auf die russische Peripherie Estland, Livland und Kurland. Des Weiteren ist es nicht korrekt, N. K. Krupskaja als „Vertreterin von Wladimir Iljitsch Lenin“ anzusprechen (S. 71). Gravierender aber ist das geglättete, fast harmonisch konstruierte Narrativ, das all die gegenläufigen eruptiv auftauchenden und oft auch dominierenden Momente bezüglich der Frage der Individualisierung in Russland während der letzten 300 Jahre marginalisiert oder auslässt. Es wird suggeriert, dass für das Bildungssystem Russlands im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert die aufklärerischen Positionen einiger Denker bestimmend gewesen seien. Die schulische Wirklichkeit sah, wenn man nicht der obersten Schicht angehörte, gänzlich anders aus. Kein Wort verliert Egorova über die tonangebenden russischen Vertreter jener konservativen Pädagogik, die in Westeuropa unter dem Begriff „schwarze Pädagogik“ erforscht wird und als deren Gallionsfigur Johann Georg Sulzer (*Versuch von der Erziehung und Unterweisung der Kinder*, 1748) gelten kann. Die speziell nach 1905 in Russland aufkommenden freien Erziehungsstile waren eine Antwort auf den herrschenden extrem autoritären Erziehungsstil der damaligen Zeit. Oskar Anweiler bezeichnete die 1924 veröffentlichten Kindheits- und Jugenderinnerungen des späteren bedeutenden sowjetischen Erziehungswissenschaftlers S. T. Schazkij als ein im Ganzen vernichtendes Urteil über den „seelenlosen Betrieb“ des staatlichen zaristischen Gymnasiums. Schazkij's „Pädagogik des Protestes“ erwuchs aus einer Antihaltung zu der Pädagogik, die er selbst erfahren musste. Entsprechend radikal fielen derlei Reaktionen aus. Bezüge zu Anarchismus deutet Egorova nicht an, obwohl vermutlich vorhanden. Das erste Jahrzehnt der Sowjetmacht wird durch die Brille der aus diesem radikalisierten Milieu hervorgegangenen intellektuellen Protagonisten betrachtet, die Schule als zentralen Hebel für die Schaffung des „neuen Menschen“ definierten. Ihre Illusionen und Verstrickungen werden nicht freigelegt. Auch hier wäre der Blick auf die Schulwirklichkeit zu richten. E. M. Balašov hat diese in seiner 2003 erschienenen Studie über die Schule und die sowjetische Gesellschaft im ersten Jahrzehnt nach der Oktoberrevolution akribisch nachgezeichnet und dabei den Spielraum für Individualisierung markiert. Es ist erstaunlich, dass E. Egorova dieses Werk unbeachtet lässt.

In ihrer Arbeit wird der diametrale Gegensatz von kommunistischer Kollektivierung und stalinistischer Gleichschaltung auf der einen und der Achtung des Individuums auf der anderen Seite übertüncht bzw. verkannt. Weder taucht der Begriff des Totalitären auf, den man als einen Gegenpol zum Individuum begreifen kann, noch tritt Stalin als die diese Zeit prägende Gestalt in Erscheinung. Gewiss kann man sich darauf zurückziehen – und die Autorin tut dies implizit – dass Bildung und Erziehung immer und unwillkürlich etwas mit dem Individuum zu tun haben. Lehren und Lernen ist nicht möglich, ohne die Besonderheiten des einzelnen Schülers zu berücksichtigen. Ernst zu nehmende Bildung wird immer Individualisierung als ein Element aufweisen. Insofern wird die Autorin bei ihrer Suche nach Individualisierungstendenzen fündig, egal welches Jahrhundert oder welches System sie betritt. Nur ist das Ergebnis bei dieser Engführung dann etwas banal und für Historiker angesichts der selektiven Betrachtung weniger erkenntnisreich.

Das Bild hellt sich auf, wenn Egorova sich ab Kapitel 4 in einem eher politologischen und erziehungswissenschaftlichen Herangehen der Gegenwart zuwendet. Die Struktur des russischen Bildungswesens und die bildungspolitischen Rahmenbedingungen und Reformbestrebungen beschreibt und analysiert sie ebenso präzise wie die aktuellen Theorien zu individuellen Ansätzen moderner Bildung in Russland. Glanzpunkt der Arbeit sind die ethnographisch angelegten Kapitel 6 und 7, in denen an drei allgemeinbildenden Schulen anhand von Dokumentenanalysen, Lehrerinneninterviews und Unterrichtsbeobachtung der Stellenwert von Individualisierung (angesprochen ist auch Inklusion) im heutigen Russland untersucht wird. Die Schulen sind zwar erklärtermaßen nicht repräsentativ, aber doch sehr aussagekräftig. Jedem, der sich einen lebendigen Eindruck verschaffen will, wie Unterricht gegenwärtig an Russlands Schulen abläuft und welche Probleme auftreten, seien diese Kapitel nachdrücklich empfohlen.

Tipp- und Grammatikfehler häufen sich in manchen Abschnitten des Buches, so dass man davon ausgehen muss, dass die Lektorierung des Buches nicht durchgängig erfolgte. Richtig ärgerlich ist, dass das Literaturverzeichnis beim Anfangsbuchstaben „S“ jäh abbricht. Titel von Autoren mit Anfangsbuchstaben zum Ende des Alphabets hin sind somit kaum ermittelbar. Dies erwartet man nicht bei einem mit hübschem Cover gefällig aufgemachten Band.

ROBERT MAIER

Braunschweig

JGO 68, 2020/1, 116–118

Patrick Lally Michelson

**Beyond the Monastery Walls. The Ascetic Revolution in Russian Orthodox Thought, 1814–1914**

Madison, WI: University of Wisconsin Press, 2017. XI, 307 S. ISBN: 978-0-299-31200-8.

Der Asketismus außerhalb der Klostermauern ist das Thema der ausführlichen, sehr fachkundigen, gut dokumentierten und flüssig geschriebenen Untersuchung des US-amerikanischen Spezialisten für die russische Kirchen- und Geistesgeschichte der Neuzeit. Für Michelson ist der Asketismus das Hauptmerkmal und der Schlüsselbegriff der russischen Theologie und Spiritualität, und zwar nicht nur im Mönchtum (das wäre selbstverständlich), sondern auch außerhalb, in der ganzen kirchlich geprägten Gesellschaft. Mit dem Asketismus würden die gebildeten Kleriker und Laien die „orthodoxen Antworten auf die politischen, sozialen und kulturellen Fragen geben“ (S. IX).

Wie der Autor im ersten Teil seiner Untersuchung herausarbeitet, entwickelte sich der neuzeitliche Asketismus in Russland am Ende des 18. Jahrhunderts. Peter der Große und seine Nachfolgerinnen und Nachfolger hatten für eine asketisch bestimmte Frömmigkeit kein Verständnis. Für sie sollte die Kirche dem Allgemeinwohl dienen. Die Priester sollten das Volk unterrichten und ihm eine gute Moral beibringen, Klöster wurden in Sozialanstalten umgewandelt oder geschlossen, der Zugang zum Mönchtum erschwert, die Kirche in das Staatswesen eingebunden. Liturgie, Sakramente, Gebet und geistliches Leben spielten nur noch eine untergeordnete Rolle. Doch gegen

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

Ende des 18. Jahrhunderts entdeckten einzelne geistliche Persönlichkeiten die traditionelle russische Spiritualität aufs Neue und übten einen bedeutenden Einfluss auf die Gesellschaft aus. Zu ihnen gehörten Tichon von Zadonsk, Paisij Veličkovskij, Serafim von Sarov.

Im zweiten Hauptteil seiner Untersuchung behandelt der Verfasser unter der Überschrift „Patristical Revival“ den Zeitraum zwischen 1814 und 1865. In diesen Jahrzehnten wurden zahlreiche Texte der Kirchenväter der ersten acht Jahrhunderte ins Russische übersetzt und der russischen Orthodoxie damit wieder vermehrte Authentizität verliehen. Die Theologie der Kirchenväter sei von Grund auf asketisch, die asketische Praxis (Fasten, Demut, Bescheidenheit in der Lebensführung, Nachfolge Christi, Enthaltensamkeit, auch Ehelosigkeit) wird besonders betont. Auch der theologische Unterricht ist davon geprägt. Michelson hält fest, dass römisch-katholische und protestantische Theologie und westliche Philosophie intensiv studiert wurden. Er geht aber nicht so weit wie Georgij Florovskij, der in seinem Werk *Wege der russischen Theologie* (*Puti russkogo bogoslovija*) starke katholische und protestantische Einflüsse auf das theologische Denken in Russland feststellt, als Überfremdung („Pseudomorphose“) kritisiert und ablehnt. Neue theologische Zeitschriften dienten der Verbreitung dieser patristischen Texte. Das theologische und pädagogische Werk der beiden maßgebenden Hierarchen dieser Zeit, Platon Levšin und Filaret Drozdov, wird gewürdigt. Dunklere Seiten der damaligen Kirche wie etwa das Wirken des Finsterlings Archimadrit Fotij Spaskij sind ausgeblendet. Wie sehr Übersetzungen von oft schwer verständlichen Kirchenväterschriften in die Breite und Tiefe gewirkt haben, ist schwer zu sagen; sie waren wohl eher eine elitäre Angelegenheit.

Im dritten Hauptteil, überschrieben mit „Ideologies of Asceticism. Philosophical Materialism and Academic Orthodoxy, 1855–1864“, untersucht der Verfasser die ersten Jahre der Regierungszeit Alexanders II., die durch zahlreiche Reformen bekannt ist, in der aber auch die Kirche von größerer geistiger Freiheit profitieren und eine ganze Reihe von kirchlich-theologischen Zeitschriften herausgeben konnte. Gleichzeitig waren diese Jahre eine Zeit vermehrter Religionskritik, die mit der westlichen Aufklärung nach Russland kam und auch in der Gestalt des Materialisten und Asketen Rachmetov in Černyševskij's Roman *Was tun?* beispielhaft dargestellt ist. Religion und insbesondere religiöser Asketismus galten in diesen Kreisen als unmodern, fortschrittsfeindlich und als Werkzeug sozialpolitischer Unterdrückung. Die theologische Antwort auf diese vielfältigen Herausforderungen gaben Geistliche wie Pamfil Jurkevič (1826/27–1876) mit ihren an den Kirchenvätern und an der orthodoxen Tradition orientierten Schriften, die von Michelson ausführlich analysiert und diskutiert werden. Jurkevič propagierte ein gut durchdachtes Modell eines authentischen orthodoxen Asketismus.

Der vierte Hauptteil „Orthodox Asceticism between Russian Nation and Christian Empire, 1865–1898“ setzt mit der Frage ein, ob Asketismus für alle Christen verbindlich sei oder nur für Einzelne von Gott Auserwählte. Der Autor unterscheidet zwischen „befohlener“ und „empfohlener“ Askese und arbeitet die enge Verbindung von Konfession und Nation in Russland heraus. Der Fokus der Aufmerksamkeit gilt in diesem Kapitel religiösen Denkern außerhalb der kirchlichen Hochschulen, darunter dem Werk Dostojewskis. Verschiedene Romangestalten zeichnen sich durch praktische Askese aus, wozu Liebe, Demut, Mitleid, Vergebung und geistliche Empfindlichkeit (*umilenie*) gezählt werden. Klassische Formen der Spiritualität wie Hesychasmus, Jesusgebet, Starzentum und „Narren in Christus“ finden sich im Werk Dostojewskis häufig, wobei diese Phänomene vom Schriftsteller nicht historisch exakt, sondern aus seinen dichterischen Visionen mitunter

sehr eigenwillig wiedergegeben werden. Typisch für ihn ist, dass der Novize Aleša Karamazov auf Geheiß seines Starzen das Kloster verlassen muss, um in der Welt die Ideale von Liebe und Vergabung zu leben. Außerdem werden in diesem vierten Hauptteil bedeutende spirituelle Persönlichkeiten und Phänomene der russischen Geistesgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wie Feofan Govorov und Ignatij Brjančaninov, das unablässige Jesusgebet und das Pilgerwesen sowie Einsichten von Religionsphilosophen behandelt.

Im fünften Hauptteil „Asceticism Discourse in Revolution and War, 1892–1917“ wendet sich der Autor den letzten Jahrzehnten des russischen Kaiserreiches zu, einem dynamischen Zeitraum mit verschiedenen Reformen und Reformversuchen in Staat und Kirche. Bedingt durch Industrialisierung, Säkularisierung, Modernisierung, Revolutionen und den Ersten Weltkrieg nahm der Druck auf die Religion zu. Dennoch kam es zu sehr intensiven und lebendigen Diskussionen zwischen weltlichen Intellektuellen und der Kirche. Die Vertreter der Kirche versuchten, mit einer Wiederbelebung des Asketismus auf alle diese Herausforderungen Antworten zu geben und auch das Gespräch mit der Philosophie des Westens zu führen, wie Michelson gut belegt ausführt. Das Buch endet mit einem Epilog, in dem Spuren des Asketismus in der russischen Emigration nach dem Ersten Weltkrieg bis zur Aufnahme in das russisch-orthodoxe-nationalistische Denken der Gegenwart aufgezeigt werden.

Das Bild, das der Autor von der Russischen Orthodoxen Kirche im Zeitraum von 1814 bis 1914 zeichnet, zeigt sie dynamischer und lebendiger als es in den Darstellungen der russischen Geschichte und Kirchengeschichte zumeist der Fall ist. Nicht ganz überzeugend erscheint, dass der Autor den Begriff Asketismus, der zwar sehr wichtig ist, geradezu als Haupt- und Schlüsselbegriff der theologischen und spirituellen Entwicklung der Russischen Orthodoxen Kirche herauskristallisiert. Nikolaj Berdjajev, der von Michelson zitiert wird, hält fest, dass Asketismus nicht die Fülle der christlichen Wahrheit ist, sondern nur ein bestimmter Teilaspekt. Askese ist ein Bemühen des Menschen, um religiöse Ziele zu erreichen. Im Zentrum von Theologie und Spiritualität, auch der russisch-orthodoxen, steht jedoch die Güte und die Gnade des dreieinigen Gottes und seine Offenbarung in Jesus Christus, Gebet, Gottesdienst und Mysterien (Sakramente). Die Orthodoxie vertritt das Zusammenwirken des Wirkens Gottes mit Bemühungen des Menschen um das Heil (Synergismus); dort hat Askese auch ihren Platz. Doch das Wesentliche im Heilsgeschehen geht von Gott aus. Im Übrigen erscheint das Bild, das in diesem Buch gezeichnet wird, so ausführlich, sachkundig und quellenmäßig gut belegt die Ausführungen auch sind, fast zu schön, um wahr zu sein. Ob die Russische Orthodoxe Kirche mit ihrem Asketismus angesichts der vielfältigen menschlichen, gesellschaftlichen und politischen Nöte im 19. Jahrhundert die richtigen Worte am richtigen Ort und zur richtigen Zeit gefunden hat, sei dahingestellt.

ERICH BRYNER  
Schaffhausen



JGO 68, 2020/1, 119–120

Peter Brüne

**Johann Gotthilf Vockerodt und sein Einfluss auf das Russlandbild Friedrichs des Großen und Voltaires**

Hrsg. von Peter Hoffmann. Mit einem Nachwort von Michael Schippan. Berlin: Nora, 2018. 192 S. ISBN: 978-3-86557-438-1.

Diese Magisterarbeit wurde bereits 1994 unter der wissenschaftlichen Verantwortung von Klaus Zernack an der Freien Universität Berlin abgeschlossen. Sie ist in drei Hauptteile gegliedert. Der erste Teil schildert detailliert das Leben von Johann Gotthilf Vockerodt (1693–1756), einem preußischen Beamten mit langer Russlanderfahrung. Als Sekretär des moldauischen Hospodar Dmitrie Kantemir hatte er zu den Lehrern dessen Sohnes, des späteren Dichters und Diplomaten Antioch Kantemir, gehört. In Berlin unterrichtete er den Prinzen Heinrich. Der zweite Teil prüft vor allem den Einfluss, den eine Ausarbeitung Vockerodts über Russland auf Voltaires Schriften über Peter den Großen hatte, und der dritte die spätere Rezeption dieser Quelle in der Geschichtswissenschaft.

Das Manuskript hat nicht Peter Brüne (1964–2013) für den Druck vorbereitet. Vielmehr entschloss sich Peter Hoffmann nach dem frühen Tod des Autors, die Untersuchung in Würdigung der Erkenntnisse, die sie vermittelt, mit nur geringfügigen Korrekturen und gelegentlichen Ergänzungen herauszugeben. In einem Nachwort (S. 147–170) stellt Michael Schippan mit kollegialer Sympathie Brünes wissenschaftliche Biographie dar und aktualisiert den Forschungsstand, der sogar das sich wandelnde Bild Peters des Großen in der gegenwärtigen russischen und internationalen Historiographie einschließt. Zudem lässt Schippan durchblicken, selbst einst bei der Auswahl und der Fragestellung des Themas beratend beteiligt gewesen zu sein.

Hauptsächlich fügt sich die Arbeit in den inner- wie außerhalb der Fachwissenschaft existierenden Diskurs über die Persönlichkeit Peters des Großen und die Bedeutung seiner Reformen für Russland und das russische Volk ein. Auch neuere Forschungen tendieren entweder zu dem Ergebnis, dass im 18. Jahrhundert in Frankreich, England und Deutschland Peter I. als Reformator zwar heroisiert wurde, aber Russland und die Russen wegen der Übermacht einer als „barbarisch“ klassifizierten Tradition meist als reformunfähig angesehen wurden. Ebenso vertreten sie die Ansicht, dass nicht nur die von Gewalt geprägten Methoden, sondern auch die Ziele und Schritte der Reformen mit vernünftigen Argumenten von vornherein in Frage gestellt werden konnten.

Der Zeitzeuge Vockerodt, der kein Publizist war, brachte seine überwiegend kritische Sicht der Regierung Peters I. 1737 auf 171 Manuskriptseiten in einer deutschsprachigen Denkschrift zu Papier, die im Zentrum der Untersuchung steht. Sogar die noch im 21. Jahrhundert gefeierten Gründungen der russischen Flotte, des Hafens, der neuen Hauptstadt St. Petersburg und der Akademie der Wissenschaften hielt er im Interesse Russlands für verfehlt. Um solche Urteile als authentisch und rational zu rechtfertigen, kann Brüne nur pauschal darauf hinweisen, dass Vockerodt während seines Aufenthalts in Russland seit 1712 ausreichend Gelegenheit gehabt hatte, in vornehmen und einflussreichen Familien Vorbehalte gegen Peters Politik zu sammeln. Die Denkschrift überdauerte in zwei Fassungen im Preußischen Geheimen Staatsarchiv (jetzt Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz). In Vockerodts Handschrift trägt sie keinen Titel, wohl aber in einer anscheinend zeitgleichen Abschrift: *Erörterung einiger Fragen, die unter Petri I. Regierung in Russland vorgegan-*

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

ne Veränderung betreffend. Erst kurz zuvor hatte König Friedrich Wilhelm I. den Legationssekretär Vockerodt aus Preußens Petersburger Gesandtschaft nach Berlin beordert. Doch der Auftrag zu der Denkschrift ging von Kronprinz Friedrich aus. Dessen neuer Brieffreund Voltaire hatte die Absicht, sich nach seiner Schrift über den Schwedenkönig Karl XII. der Geschichte Russlands unter Peter I. zuzuwenden. So bat er Friedrich in Form eines Katalogs von zwölf Fragen um aktuelle Informationen über Peters Persönlichkeit und das „veränderte Russland“. Weder wusste Vockerodt, dass er weniger für Friedrich als für Voltaire schreiben sollte, noch erwähnte der Kronprinz den Namen des „serviteur éclairé“, als er Voltaire unverzüglich eine französische Übersetzung der Denkschrift zukommen ließ.

Mit diesen Protagonisten versteht es sich von selbst, dass der Vorgang seit langem aus beider Korrespondenz bekannt ist. 1791 wurde die Veröffentlichung einer französischen Übersetzung der Denkschrift sogar Friedrich selbst zugeschrieben. In der Historiographie erwiesen sich als wirkungsmächtiger eine Edition der Denkschrift von 1872 durch den Marburger Russlandhistoriker Ernst Herrmann (1812–1884) und deren russische Übersetzung von 1874. Im selben Jahr löste der Dorpater Historiker Alexander Brückner (1834–1896) mit einer scharfen russlandpatriotischen Rezension, die weniger gegen Vockerodt als gegen Herrmann gerichtet war, einen mehrjährigen Gelehrtenstreit aus.

Suggeriert der Titel der Qualifizierungsschrift Brünes einen Vergleich, wie Friedrich und Voltaire die Informationen Vockerodts aufnahmen, so fällt das Ergebnis mager aus, denn auf wenig mehr als drei Seiten gelangte Brüne zu dem zu erwartenden Befund, dass Friedrich zwar an Peters historischer Größe nicht zweifelte, aber die kritische Tendenz der Denkschrift in sein abschätziges Bild von Russland und den Russen gut integrieren konnte. In der Folge wandelte sich dieses Bild mehrfach in Abhängigkeit von den sich wandelnden politischen Interessen Preußens, wie der König sie definierte. Auch Voltaire verarbeitete zwar umgehend die von Vockerodt mitgeteilten Fakten, doch erschütterten deren negativen Züge nicht dauerhaft seine Würdigung der historischen Größe Peters. Letztlich dominierte in unterschiedlichen seiner Schriften und noch zwanzig Jahre später in seiner *Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand* (T. 1–2. Genève 1759–1763) seine am Fortschritt des menschlichen Geistes und der Zivilisation orientierte Geschichtsphilosophie, der das veränderte Russland als Beweis diene.

Angesichts der sich seit langem verästelnden Quellenforschung zu Voltaires Schriften über Russland regt der auf dem Schmutztitel (S. 1) verkürzte Titel „Johann Gotthilf Vockerodt“ zu der Überlegung an, ob nicht in der Tat dessen Lebensbeschreibung als Ziel der Magisterarbeit eine Option hätte sein können. Brüne selbst hob hervor, dass über Vockerodt „keine biographische Studie“ vorliege (S. 12). Gerade deshalb kann der erste Teil der Publikation als eine überaus solide Vorarbeit für eine noch ausstehende Biographie erachtet werden, und mit Recht hält Michael Schippan auch eine neue kommentierte Edition der Denkschrift für „eine lohnende Aufgabe“ (S. 170).

CLAUS SCHARF

Mainz





JGO 68, 2020/1, 121–122

Miloš Řezník

**Neuorientierung einer Elite. Aristokratie, Ständewesen und Loyalität in Galizien (1772–1795)**

Frankfurt a. M., Bern, Bruxelles [u. a.]: Peter Lang, 2016. 561 S. = Studien zum mitteleuropäischen Adel, 7. ISBN: 978-3-631-67193-1.

Die Geschichte des habsburgischen Kronlandes Galizien und Lodomerien, wie die offizielle, aber letztlich künstliche Bezeichnung dieses Gebietes lautete, das im Zuge der Teilungen Polens seit 1772 unter österreichische Herrschaft gelangte, ist in den letzten zwei Jahrzehnten zu einem gut erforschten Thema vor allen Dingen der deutschsprachigen Historiographie geworden. Dazu haben die Öffnungen der Archive in Polen und der Ukraine maßgeblich beigetragen. Auch das vom österreichischen Wissenschaftsfond FWF finanzierte und an der Universität Wien angesiedelte Doktoratskolleg Galizien (bis 2019) hat dazu beigetragen. Aus den Reihen der Kollegiatinnen und Kollegiaten entstanden (und entstehen) zahlreiche Qualifikationsarbeiten und sonstige Forschungen zu diesem Thema. Auffällig ist jedoch, dass sich die meisten Arbeiten der Zeit zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Beginn des Ersten Weltkriegs widmen. Sowohl das „Nachleben“ des nicht zuletzt in der schönen Literatur stark mythisierten Galiziens nach der Auflösung der Monarchie als auch die Zeit vor der auch in Galizien wiederhallenden Revolution von 1848/49 bleiben merkwürdig unbeachtet. Dies ist auch deshalb verwunderlich, weil in Gestalt von Horst A. Glassls 1975 in Wiesbaden erschienener Münchner Habilitation *Das österreichische Einrichtungswerk in Galizien 1772–1790* bereits ein Grundlagenwerk zur Geschichte Galiziens in den ersten Jahren nach der habsburgischen Machtübernahme vorliegt. Es ist sehr zu begrüßen, dass der Leiter des Deutschen Historischen Instituts in Warschau, Miloš Řezník, sich nun diesem Desiderat angenommen und einen wichtigen Aspekt – nämlich den grundlegenden Transformationsprozess der adligen Eliten im neugeschaffenen Kronland – betrachtet hat. Damit ergänzt er die Forschung zur unmittelbaren Nachteilungszeit um eine galizische Perspektive. Jörg Ganzenmüller hat bereits in seiner 2013 erschienenen Habilitationsschrift *Russische Staatsgewalt und polnischer Adel. Elitenintegration und Staatsaufbau im Westen des Zarenreiches 1772–1850* untersucht, wie eine Teilungsmacht die Aufgabe, ständisch geprägte Gebiete der Adelsrepublik in die eigene Struktur zu integrieren, zu lösen versuchte.

Řezník repliziert aber nicht einfach den Ansatz Ganzenmüllers, sondern gibt seiner Studie ein eigenes Gepräge und dies nicht nur, weil er mit 23 Jahren einen weitaus kürzeren Untersuchungszeitraum gewählt hat. Er legt eine dichte Beschreibung komplexer Kulturtransfers zwischen den alten Eliten, den neuen Repräsentanten der Macht – insbesondere den von der Zentrale entsandten Beamten in die traditionell unteradministrierten Gebiete – und der imperialen Zentrale in Wien vor. Der Verfasser untersucht, welche Integrations- und Akkulturationsangebote unterbreitet wurden, wie und ob diese von den polnischen Akteuren angenommen und mit der traditionellen prämodernen Identität in Einklang gebracht wurden. Auch verwendet er Ansätze aus der Diskursgeschichte und fragt unter anderem, welche Rolle die (sich zum Teil erst ausbildenden) Denkgewohnheiten über die sogenannte polnische Adelsanarchie oder die sogenannte polnische Wirtschaft in der Zentrale spielten. Den in der Zeit populären Reiseberichten wie denen von Franz Kratter (*Briefe über*

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

den itzigen Zustand von Galizien. Ein Beytrag zur Staatistik und Menschenkenntnis. Teil 1–2. Leipzig 1786) oder Alphons Heinrich Traunpaur d'Ophanie (*Dreyssig Briefe über Galizien oder Beobachtungen eines unpartheyischen Mannes, der sich mehr als nur ein paar Monate in diesem Königreiche umgesehen hat*. Wien, Leipzig 1787) widmet der Verfasser ebenfalls seine Aufmerksamkeit, indem er fragt, in welcher Weise diese das öffentliche Galizienbild und die sich daraus ableitende Politik beeinflusst haben. Auf diese Weise kann auch gezeigt werden, dass Wien in den ersten Jahren nur sehr wenig Ahnung hatte, wie die Lage in den annektierten Gebieten war und wie sich die politischen, religiösen und ökonomischen Verhältnisse darstellten. Informationsbeschaffung und Transformation einer Terra incognita in eine bekannte waren das Gebot der Stunde. Wichtig ist auch, dass der Verfasser die Veränderungen der Lage des nun galizischen Adels nicht allein mit dem Herrschaftswechsel erklärt, sondern vielmehr betont, dass die traditionelle Rolle der Aristokratie bereits in den letzten Jahren vor den Teilungen innerhalb Polen-Litauens zur Debatte stand und ihre „Selbstherrlichkeit“ (S. 501) schon vor 1772 erschüttert worden war. Zudem durchlief auch der österreichische Adel zeitgleich einen Transformationsprozess, weil sich die ständische Verfassung der Monarchie insgesamt veränderte. Eine wesentliche Folge für den Adel im neugeschaffenen Kronland war die Entstehung einer galizischen aristokratischen Elite, die es so vorher in der *Rzeczpospolita* nicht gegeben hatte, wodurch die Diskrepanz zum mehr oder weniger besitzlosen Kleinadel noch stärker markiert wurde. Der von Wien bevorzugte höhere Adel erhielt Zugang zum Wiener Hof, zur Beamtenschaft – was weniger genutzt wurde – und zum Militär, was offenbar eine akzeptable Option war. Man verstand es, polnische und habsburgische Loyalitäten in Einklang zu bringen und die Interessen der galizischen Aristokratie gegenüber Wien als identisch mit denen der Monarchie zu „verkaufen“. Die Legitimität der Herrschaft der Habsburger wurde dabei grundsätzlich nicht in Frage gestellt.

Die Arbeit basiert auf ausführlichem Archivstudium und einer Auswertung der Forschungsliteratur, die keine Wünsche offen lässt. Methodisch wird die moderne Eliten- und Adelsforschung souverän angewandt und rezipiert. Zwei kleinere Monita seien jedoch erwähnt. Unter anderem wird die Frage, ob die Wiener Akteure in dieser Phase bereits ein Bewusstsein über die Existenz des polonisierten ruthenischen Adels entwickelten, nicht gestellt. Zudem hätte man sich an manchen Stellen eine Straffung des Textes gewünscht. Insgesamt legt die Studie aber hoffentlich den Grundstein für eine weitere Befassung mit der Frühgeschichte des Kronlandes.

KERSTIN S. JOBST

Wien



JGO 68, 2020/1, 123–125

Rex Rexheuser

**Juden im öffentlichen Raum einer christlichen Stadt. Posen im 16.–18. Jahrhundert**

Wiesbaden: Harrassowitz, 2017. 132 S. = Deutsches Historisches Institut Warschau.

Quellen und Studien, 33. ISBN: 978-3-447-10792-1.

Posen (Poznań) war eine der wichtigsten jüdischen Gemeinden im westlichen Teil des frühneuzeitlichen polnischen Staates. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebten über 3 000 jüdische Frauen und Männer in der Stadt, in der zweiten Jahrhunderthälfte konstituierten sie ca. 30 Prozent der Gesamtbevölkerung. Beschränkt auf nur wenige Straßen der Stadt, wies die Gemeinde nicht nur einen hohen Grad der Selbstorganisation auf, sondern ihre Mitglieder gerieten auch regelmäßig in Konflikt mit ihren christlichen Nachbarinnen und Nachbarn. Diese Konstellation und die verschiedenen Formen der Auseinandersetzungen zwischen jüdischer und christlicher Bevölkerung im frühneuzeitlichen Polen haben in der Forschung wiederholt Beachtung gefunden. In seinem schmalen Band zu Juden im öffentlichen Raum der Stadt Posen geht Rex Rexheuser vor allem der Frage nach, inwieweit kirchliche Normen, die neben königlichen, städtischen und adeligen Vorgaben das jüdische Leben in Posen zu regulieren versuchten, das Alltagsleben beeinflussten und wie die örtlichen Juden auf daraus hervorgehende Beschränkungen reagierten (S. 12).

In einem Überblickskapitel skizziert Rexheuser die Ausbildung kirchlicher Normen in Polen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit und kommt dabei zu dem Schluss, dass zum Ende des Mittelalters ein ungehinderter Kontakt zwischen Juden und Christen einzig in einigen Bereichen der Wirtschaft möglich blieb, ansonsten aber „die Juden Schritt um Schritt aus der christlichen Gesellschaft“ hinausgedrängt wurden (S. 21). Unter den sich verstärkenden Konfessionskonflikten der Frühen Neuzeit habe dann auch die Judenfeindschaft weiter zugenommen. Das Kapitel gibt einen guten Überblick über kirchliche Normgebung, ohne allerdings wirklich neue Erkenntnisse zu liefern. Zu Recht weist Rexheuser auf die Verschiedenartigkeit von kirchlicher und staatlicher Gesetzgebung hin. Eher überrascht die Feststellung einer relativ strikten Trennung zwischen Christen und Juden, haben doch zum Beispiel die 2014 publizierte Arbeit von Jürgen Heyde *Transkulturelle Kommunikation und Verflechtung* und andere Veröffentlichungen gerade die vielfältigen Kommunikationswege zwischen Christen und Juden aufgezeigt.

Im Folgenden untersucht Rexheuser anhand verschiedener Themenkomplexe die gesellschaftliche Praxis im Umgang mit den dargelegten restriktiven Normen. Er kann zeigen, dass die kirchliche Gesetzgebung für die jüdische Bevölkerung nur selten um- und durchgesetzt wurde. Gleichzeitig war auch die jüdische Obrigkeit an einer klaren Abgrenzung zur christlichen Mehrheitsgesellschaft interessiert, allerdings wurden auch diese normativen Vorgaben von der jüdischen Bevölkerung nicht so eingehalten, wie Rexheuser hier annimmt. Im Weiteren unterteilt er jüdenfeindliche Rechtsverstöße und Gewaltakte. Er trennt zwischen Übergriffen durch Privilegierte und die städtische Obrigkeit und Übergriffen der ‚Straße‘. Weiter untersucht er eine Reihe von Anfeindungen und physischen Angriffen auf die in Posen lebenden Juden. Während laut Rexheuser Adelige und städtischen Würdenträger insbesondere versuchten, die Rechte der jüdischen Bevölkerung einzuschränken, kam es immer wieder zu „spontanen Ausbrüche[n] einer allgegenwärtigen christlichen Aggressivität, deren hauptsächlicher Schauplatz die Straße war“ (S. 101). Hier waren Bauern, Hand-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

werker und junge Leute, auch wenn diese Kategorien nicht immer scharf zu trennen sind, gleichermaßen an Übergriffen beteiligt. Den Jesuitenschülern kam dabei offenbar eine besonders negative Rolle zu. Neben religiösen Spannungen seien hier wirtschaftliche Interessen und die Konkurrenz zwischen christlichen und jüdischen Handwerkern der Anlass für Auseinandersetzungen gewesen.

In einer Fallstudie untersucht Rexheuser den sogenannten Hostienfrel von 1399. Dabei handelt es sich um eine Legende, die basierend auf Berichten über ein Hostienwunder erst in der Zeit der Gegenreformation immer schärfer als antijüdisches Motiv hervortrat. Ursprünglich hieß es, eine auf einer Wiese gefundene Hostie habe zahllose Wunder bewirkt, woraufhin eine Kirche, die Fronleichnamskirche (Boże Ciało), und ein Kloster an dieser Stelle errichtet und dem Karmeliterorden übergeben wurden. Erst ab dem 16. Jahrhundert erfuhr die Legende eine klare Umdeutung: Eine Christin habe 1399 drei Hostien aus einer Posener Kirche entwendet, um sie an die Posener Juden zu verkaufen. Die Juden hätten die erworbenen Hostien durchbohrt, die daraufhin zu bluten begannen. Versuche, sie zu zerstören, schlugen fehl. Die Hostien wurden weggeworfen, entdeckt und bewirkten vermeintlich Wunder. Im 17. und 18. Jahrhundert sei der angebliche jüdische Hostienfrel „ein zentrales Motiv in der religiösen Praxis der Posener Karmeliter gewesen“ (S. 84). Rexheuser zeigt, wie dieser eng mit der katholischen Polemik gegen Protestanten und mit anderen lokalen Konflikten verbunden war. Doch gerade diese spannende Fallstudie offenbart auch die größte Schwäche des vorliegenden Bandes, nämlich die fehlende Einbettung in den aktuellen Forschungsstand. Bereits Madga Teter hat sich in ihrem 2014 erschienenen Buch *Sinners of Trial* intensiv mit der Entwicklung des Vorwurfs des jüdischen Hostienfrels im frühneuzeitlichen Polen im Umfeld von Reformation und Rekatholisierung beschäftigt und dabei dem Posener Fall, der hier aufgegriffen wird, ein ganzes Kapitel gewidmet. Bedauerlicherweise findet die Arbeit bei Rexheuser keinerlei Erwähnung.

Das ist leider kein Ausnahmefall. Die neuesten in der Bibliographie aufgeführten Arbeiten von 2008 stammen vom Autor selbst. Neben Teters einschlägigem Werk fehlen neuere synthetisierende Werke wie Gershon David Hunderts 2004 veröffentlichte Monographie *Jews in Poland-Lithuania in the Eighteenth Century*, jegliche Arbeiten von Adam Teller, vor allem dessen grundlegendes, 2003 in hebräischer Sprache erschienenes Werk zur Geschichte der Posener Juden (*Living Together. The Jewish Quarter of Poznań in the First Half of the Seventeenth Century*), das grundlegende Informationen zur Demographie, zur sozialen Entwicklung, zur materiellen Kultur und zu den polnisch-jüdischen Beziehungen des 17. Jahrhunderts in Posen liefert. Auch Edward Frans 1997 publizierte Arbeit *Ideals Face Reality* hätte reichhaltige Anhaltspunkte zum jüdisch-christlichen Zusammenleben und vor allem der zeitgenössischen jüdischen Auseinandersetzung mit dem Christentum in Polen liefern können.

Von daher ist es vielleicht wenig überraschend, aber doch sehr unbefriedigend, wenn Rexheuser zu dem sehr pauschalen Schluss kommt, die „unsichtbaren Ghettomauern“ hätten sich „im Großen und Ganzen“ als „undurchdringbar“ erwiesen (S. 126) und die Juden hätten den gegen sie gerichteten Angriffen „aus eigener Kraft gar nichts“ entgegenzusetzen gehabt (S. 124). Dabei stützt er sich bei diesen Schlussfolgerungen insbesondere auf die Sagen „aus dem Posner Ghetto“, die Philipp Bloch Ende des 19. Jahrhunderts publizierte. Tatsächlich gab es zahlreiche antijüdische Angriffe, in Gestalt von Verordnungen, Ausweisungen oder physischen Übergriffen, die im 17. Jahrhundert durchaus zunahmen. Die Juden standen dem nicht ausschließlich passiv und hilflos gegenüber. Dies zeigen die obengenannten und weitere Arbeiten, die sich beispielsweise mit der *Shtadlanut*

(der jüdischen Fürsprache) der Frühen Neuzeit beschäftigen. Das Zusammenleben von Juden und Christen im frühneuzeitlichen Polen – auch in Posen – war zweifelsohne von vielfältiger Interaktion geprägt, die über den rein wirtschaftlichen Bereich hinausging. Vor diesem Hintergrund ist es bedauerlich, dass die vorliegende Arbeit diesen Aspekt nicht intensiver in den Blick nimmt.

CORNELIA AUST

Bielefeld

JGO 68, 2020/1, 125–127

Kadri-Rutt Hahn

### **Revaler Testamente im 15. und 16. Jahrhundert**

Berlin: LIT, 2015. 800 S., Tab. = Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 19. ISBN: 978-3-643-13203-1.

Kadri-Rutt Hahn ends her extensive study on testaments in fifteenth- and sixteenth-century Reval (Tallinn) on a note that is perhaps too pessimistic, given the breadth and complexity of the image she has managed to convey to the reader: the historian can only expect to receive a momentary glimpse into an individual's life from a last will, rather than a systematic summary of an entire life course (p. 562). Nevertheless, this glimpse transforms into a more coherent, albeit fragmentary image, when the focus moves from the individual to the community at large. Hahn's work succeeds in bringing the urban life of late medieval and early modern Tallinn to the foreground, capturing many of the intricacies of the social fabric through the lens of last wills and testaments.

While the work's high level of detail, which could have been reduced somewhat without damaging its internal cohesion, still bespeaks its origin in the author's dissertation (2008), the volume nevertheless offers a well-structured perspective on its historical object, without being too repetitive. The object in question, namely the corpus of 337 last wills and testaments left by the inhabitants of Tallinn between roughly 1340 and 1560, becomes the focus of a source-centred approach that succeeds in shedding light on a myriad of issues, many of which constitute the typical subjects of research on testamentary behaviour in the medieval and early modern periods. Using a fourfold structure, the author discusses the testamentary culture, in the broadest sense, of fifteenth- and sixteenth-century Tallinn, followed by an overview of the main actors involved in the emergence and afterlife of wills – the testators themselves and their executors. The second half of the volume is divided between the two types of bequest receivers present in wills, namely religious and worldly. The largest section is dedicated to pious and charitable donations, both before and after the Reformation.

Two aspects distinguish the study from other works in the increasingly flourishing literature dealing with inheritance and testamentary culture in late medieval and early modern Europe: its selected time frame, and its geographical focus. While building on the extensive and generally German-centred framework created by studies on urban testamentary behaviour on the eve of the Reformation, the present volume extends its reach beyond the early decades of the sixteenth century.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

This allows the author to provide a much-needed point of comparison for the grand narrative of continuities and discontinuities that has long characterized the historical gaze on post-Reformation Europe. At the same time, through its focus on Tallinn, the northernmost urban centre of the Hanseatic League, the volume provides a new point of comparison for the history of German-speaking medieval and early modern urban communities. The inquiry into the involvement of Tallinn's urban council in matters of inheritance, its plural legal cultures, and the practices of will-making sheds light on a previously obscured section on the map of the late medieval pan-European culture of death.

Although sometimes obscured by the excessive use of exemplification and the apparent desire for exhaustivity, the volume has several strengths which deserve closer attention. In my view, these include the discussion of the "complex and manifold motives" underpinning the drafting of wills (p. 79), as well as the effect of different legal milieus and various family circumstances such as childlessness or remarriage on succession strategies (pp. 84–93). By chronicling the pious and charitable bequests before and after the watershed moment of 1524–1525, when the urban council became a staunch defender of Lutheranism, the volume provides a very enlightening overview of the religious landscape within and outside the city walls, recreating the hierarchy of churches from the testators' viewpoint (pp. 224–260). Most significantly, it clearly shows that certain bequests – especially so-called lump-sum legates – were likely oriented to the needs of particular ecclesiastical foundations at the time of will-writing (pp. 265–267). The patterns of bequeathing displayed testators' awareness of previously made donations (p. 275) and the ties established between individuals and certain foundations. Equally revealing is the discussion of last wills drafted in the years immediately following the Reformation, where Hahn argues that, on a local level, the main point of religious contention was the Dominicans' "aggressive fundraising strategy", which led to direct conflict with the urban council in the matter of jurisdiction over testamentary matters (and donations) (pp. 338–339). The visible consequences of the Reformation were as expected: a drop in the variety of religious institutions receiving bequests (p. 352), a decisive shift in the prioritization of pious legates over charitable bequests (p. 358), and the quasi-disappearance of private bequests to certain poor individuals, which had been more a matter of prestige than geared towards the common good of the urban community (pp. 359, 366).

That said, the grounding of will-making and testamentary freedom in Lübeck law and municipal law meant that they also served as vehicles for various family-driven purposes, beyond their role in the institutionalization of individual memory. The wills left by Tallinn's inhabitants provide a complex, albeit incomplete, image of kinship structures and relations. The discussion of low-German kinship terminology present in the source corpus and of its "creative dimensions" employed to express distance or closeness reveals the intricacies of the late-medieval and early modern hierarchy of kinship (pp. 421–425). The volume's most important contribution is its extensive discussion of the gradual shift in the meaning of "next heirs", which accompanied the prioritization of the nuclear family (and particularly the spouse) over remaining kin. Hahn makes a strong argument in favour of the transition from the old customary conception of property relations and the rights of the next of kin, to a newer conceptualization of property rights in the urban milieu (pp. 470–474).

The volume generally maintains a "source-critical" approach, engaging mainly in a qualitative analysis, which the author herself recognizes as the most appropriate choice in the case of such a limited sample over a lengthy time span (p. 24). Nevertheless, certain average values of bequests are

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021



sometimes provided, along with overviews of the various distributions of wills according to certain categorical variables. The way in which these findings are presented could certainly be improved. Means of bequests are not very revealing in the absence of a distribution of the entire sample, as a high variation is likely. Similarly, much of the excessively detailed discussion of figures could have been avoided, had several tables containing the distribution of the sample according to various factors been included in the main text (testators' civil status, comparative view of bequests to certain institutions pre- and post-Reformation, etc.).

Despite the volume's issues in terms of form and presentation of quantitative findings, it nevertheless remains a significant contribution to the history of the urban social fabric in Northern Europe during the late fifteenth and early sixteenth centuries.

OANA SORESCU-IUDEAN

Regensburg

JGO 68, 2020/1, 127–129

Arvo Tering

**Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800**

Bearbeitet von Arvo Tering unter Mitarbeit von Jürgen Beyer. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2018. 940 S. = Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 28. ISBN: 978-3-412-51134-0.

Das knapp tausend Seiten starke „Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800“ enthält alphabetisch geordnete Kurzbiographien zu annähernd 6 000 Personen. Gut erschlossen werden diese durch einen umfangreichen Anhang mit zwei Immatrikulationsverzeichnissen, geordnet nach Datum sowie nach Universitäten. Die knappen biographischen Angaben enthalten im Idealfall neben den Lebensdaten Informationen zu Herkunft, Elternhaus, Studium samt Abschlussarbeiten und zur Beschäftigung nach dem Studium, sowie einen Quellennachweis. Den eigentlichen Biographien ist eine konzise Einleitung, zur Forschungsgeschichte und zu den Quellen, sowie ein kurzer statistisch geprägter Gesamtüberblick zu dem gesammelten Material vorangestellt.

Der zeitliche Rahmen des Lexikons ist zum einen durch den Zusammenbruch des sogenannten Altlivlands 1561 begrenzt. Zum anderen benennt Arvo Tering das Studienverbot Kaiser Pauls I. im Jahre 1798 als Endpunkt seiner Untersuchungen. Auch die Wiedereröffnung der Universität Dorpat im Jahre 1802 könnte man sicherlich als Argument für eine Zeitenwende der Bildungspolitik um die Jahrhundertwende herum anführen. Schließlich stellt auch die dritte Teilung Polen-Litauens und das damit verbundene Ende des Herzogtums Kurland und Semgallen einen Einschnitt dar, da von nun an alle drei Provinzen zum Russischen Reich gehörten. Die Epoche von 1561 bis 1800 ist auch dadurch gekennzeichnet, dass zwar die äußeren Herrschaftsverhältnisse zwischen Schweden, Dänemark, Polen-Litauen und Russland häufig wechselten, die administrativen Grenzen der drei

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

hier behandelten Territorien jedoch nahezu unverändert blieben. Neben der zeitlichen Eingrenzung ist zudem die räumliche Komponente des Lexikons bemerkenswert, auch wenn Arvo Tering den im Titel genannten Begriff „europäisch“ nicht explizit problematisiert. Fakt ist, dass es nach der Schließung der Universität Dorpat durch die neuen russischen Machthaber im Jahre 1710 keine Universität in den drei Provinzen selbst mehr gab, sodass die höhere Bildung außerhalb erworben werden musste. Da die Oberschichten der Region zumeist von den Deutschbalten gestellt wurden, waren vornehmlich deutsche Universitäten für die Studenten interessant. Wie aus dem Anhang und der Einleitung ersichtlich, nahmen Königsberg, Jena, Leipzig, Halle, Wittenberg, Rostock, Greifswald, Kiel und Göttingen die vorderen Plätze ein. Aber auch nach Skandinavien oder in die Niederlande, hier insbesondere nach Leiden, ging man zum Studium. Während der schwedischen Zeit war Dorpat wenig überraschend ebenfalls noch eine der wichtigen Universitäten. Auffallend ist aber, dass trotz der Zugehörigkeit Estlands und Livlands zum Russischen Reich im 18. Jahrhundert von den 6 000 Studenten gerade mal zwei in Moskau und keiner in St. Petersburg eine höhere Bildung erworben zu haben scheint. Allerdings sind, wie Tering darlegt, die Matrikel der Universität Moskau verschollen und eigene Forschungsreisen nach St. Petersburg oder Moskau werden in der beeindruckend umfangreichen Liste an Forschungsaufenthalten nicht erwähnt, sodass vielleicht noch die eine oder andere Person hinzukäme. Jedoch änderte das nichts an der überwältigenden Dominanz deutschsprachiger Universitäten.

Was die Entwicklung der Studentenzahlen betrifft, so lassen sich die in der Einleitung geschilderten Ergebnisse derart zusammenfassen, dass die Entwicklung der Zahlen durch Kriege wie den Dreißigjährigen Krieg oder die Nordischen Kriege und durch Epidemien sowie durch die Existenz, bzw. Nichtexistenz der Universität Dorpat durchaus beeinflusst wurden, insgesamt aber kontinuierlich stiegen. Im Verhältnis der drei Provinzen zueinander fällt weiterhin auf, dass der Anteil Kurlands stetig zunahm. Weniger überraschend ist der in Estland und Livland im Vergleich zu Kurland höhere Anteil von Studenten städtischer Herkunft, wenn man sich die Bedeutung der Städte Riga, Reval und Dorpats vor Augen hält. Dementsprechend war in Kurland auch der adelige Anteil der Studenten vergleichsweise höher, während der estländische und livländische Adel nach 1710 eine militärische Ausbildung am St. Petersburger Kadettenkorps bevorzugte, was aber von Tering nicht erfasst wurde, da es sich nicht um eine universitäre Ausbildung handelte.

Neben der sozialen und regionalen Herkunft beschreibt Tering die schulische Vorbildung beispielsweise an den Domschulen in Riga und Reval sowie ausführlich den Reiseweg der Studenten an die Zieluniversitäten in Mitteleuropa. Die folgenden Darstellungen zum sozialen, kulturellen und finanziellen Leben der Studenten und zu den Berufswegen nach dem Studium enthalten bemerkenswerte Details, wie beispielsweise, dass sich keine Werke Goethes in den Studentenbibliotheken befunden haben.

Zusammenfassend betrachtet, ist es jedoch sicher nicht zu hoch gegriffen, von einem beeindruckenden Lebenswerk des Bearbeiters Arvo Terings zu sprechen, der sich diesem Thema in vierzigjähriger Forschungstätigkeit gewidmet hat und zuletzt in Vorbereitung dieser Veröffentlichung aufgrund seiner Erblindung von Jürgen Beyer Unterstützung gefunden hat. Die etwa 40-seitige Quellen- und Literaturliste sowie die nahezu endlose Auflistung der Archivreisen in der Einleitung zeugen von der immensen Forschungsleistung, die als Grundlagenforschung optimale Voraussetzungen für weitere, nicht zuletzt prosopographisch angelegte vergleichende Studien bietet. Dass derart umfangreiche Forschungsprojekte in einer zunehmend effizienzorientierten Forschungs-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

landschaft noch zum Abschluss gebracht werden können, ist besonders positiv hervorzuheben. Zugleich erscheint es jedoch nicht unwahrscheinlich, dass solche Großprojekte in näherer Zukunft durch die Möglichkeiten der Digital Humanities gestemmt werden könnten und weniger von dem Engagement einzelner Personen wie Arvo Tering abhängen werden, dessen enorme Leistung an dieser Stelle jedoch noch einmal besonders betont werden soll.

TILMAN PLATH  
Greifswald

JGO 68, 2020/1, 129–131

Karsten Brüggemann

**Licht und Luft des Imperiums. Legitimations- und Repräsentationsstrategien russischer Herrschaft in den Ostseeprovinzen im 19. und frühen 20. Jahrhundert**

Wiesbaden: Harrassowitz, 2018. 536 S., 10 Abb., 6 Tab. = Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 21. ISBN: 978-3-447-10820-1.

In seiner Gießener Habilitationsschrift untersucht der in Estland lehrende Autor den Wandel der russischen Perzeption der baltischen Region aufgrund der Denkmuster, die ihren narrativen Konstruktionen zugrunde liegen. Dabei geht es um den im 19. Jahrhundert stattfindenden Prozess der mentalen Aneignung dieser Küstenregion, für die aufgezeigt wird, aus welchen Tiefenschichten des russischen kulturellen Gedächtnisses die sogenannte „Natürlichkeit“ des russischen Herrschaftsanspruchs stammt. Diese Untersuchung eines Jahrhunderts russischer Auseinandersetzung mit der *russkaja Germanija* an der Ostsee deckt in unterschiedlichsten Textquellen eine Vielzahl widersprüchlicher Vorstellungen von der Region und deren Funktion für das Imperium auf. Zu den Konstanten gehörte die Erfahrung des Fremden mit den widersprüchlichen Phänomenen der Anziehung und Abstoßung: Wer kulturelle Diversität als Charakteristikum des Imperiums auffasste, konnte die Region insgesamt als Bereicherung empfinden, wer dagegen einem nationalen Imperium mit dominierendem russischem Element anhing, wurde zum Gegner des baltischen „Anderen“, besonders der als „deutsch“ verstandenen Fremdheit. In differenzierter Analyse insbesondere der nach den Reformen Alexanders III. durch die russische Elite vollzogenen mentalen Aneignung der Ostseeprovinzen als Baltisches Gebiet (*Pribaltiiskij kraj*) erarbeitet Brüggemann ein Denkgebäude, das russische Herrschaft an der Ostseeküste als natürlich interpretierte und den eigenen Anspruch auf kulturelle Dominanz in der Region legitimierte. Diese Vorstellungen befragt er nach ihren Konsequenzen für die imperiale Politik mit Methoden der historischen Stereotypenforschung in deutlicher Wendung gegen eine isolierte Betrachtung der baltischen Regionalgeschichte, die seiner Meinung nach den imperialen Faktor in der Beziehungsgeschichte durchweg vernachlässige. Der Autor positioniert seine Arbeit innerhalb der neueren Imperialismusforschung als Kulturgeschichte mit dem Ziel, die Wechselwirkungen zwischen Diskurs und politischen Praktiken zu erkennen. Mit den Ansätzen der neueren Kulturgeschichte grenzt sich Brüggemann von der Sozialgeschichte ab und konzentriert sich auf die subjektive Perspektive der Wahrnehmung und Deutung gesellschaftlicher Realität.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

Eine ethnisch begründete Sicht bildete sich nicht erst in der Reformdebatte unter Alexander II. heraus, sondern bereits seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Die strategische Bedeutung der Region zeigte sich schon bei der Eroberung durch Peter I. deutlich, hinzu kam seit dem späten 18. Jahrhundert das „agrarrévolutionäre Potential der Provinzen“. Als sozialpolitisches und literarisches Experimentierfeld wurde das Baltikum zu einer Art „Ersatz-Europa“ innerhalb der imperialen Grenzen. Auslöser für den Prozess der mentalen Aneignung wurde die Konversionsbewegung der livländischen Esten und Letten zur Orthodoxie Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Diese legte auch den Grundstein für die deutschbaltische Russophobie. Aus der Überzeugung von der „Natürlichkeit“ russischer Herrschaft an der Ostseeküste entwickelte sich mit Samarin ein „kollektiver Umdeutungsvorgang“, der hier anstelle einer wertvollen Kontaktzone zunehmend eine gefährdete, potentiell illoyale Peripherie sah. Diese mentale Aneignung durch Russlands schreibende Elite stellte nach Brüggemann die eigentliche „Russifizierung“ der Ostseeprovinzen dar. Die regionale deutsche Dominanz interpretierte man als Fremdherrschaft über historisch russische Gebiete – der deutschbaltische Adel war nicht mehr Partner bei der Kulturvermittlung, sondern wesentliches Hindernis für die russische Zivilisierungsmission. Die Reformen Alexanders III. während der achtziger Jahre seien politischer Ausdruck der veränderten Sicht gewesen, hätten aber die seit Samarin virulente Machtfrage keineswegs gelöst: Die Städteform garantierte weiterhin die lokale deutsche Vorherrschaft, und selbst die Politik der Degermanisierung beließ es beim Abbau traditioneller und Stärkung russischer Verwaltungsprinzipien, bei der Einführung des modernen Gerichtswesens und der Förderung russischer Sprache.

Das baltische Dilemma des Zarenreichs bestand demnach darin, dass die deutsche Oberschicht die Regierung und das imperiale Machtszenario brauchte, um vor dem Hintergrund der andauernden Agrarkrise einen Aufstand zu verhindern. Zugleich förderte diese Abhängigkeit aber die Eingriffe der Regierung in die ständisch kontrollierte Autonomie der Provinzen. Für St. Petersburg wiederum hielten die Deutschbalten mit ihrer administrativen Erfahrung und stabilen regionalen Vormachtstellung Land und Leute unter Kontrolle. „Zentrum und Peripherie verfielen in ein Festhalten an den jeweils auf eigene Weise interpretierten Stabilitätsstandards des Reichspatriotismus“, bis unter Nikolaus II. allmählich Staat, Kirche und lokale Russen in den Mittelpunkt traten. Der Autor konzentriert sich in seiner Studie bewusst auf den Wandel der russischen Perzeption der Region unter weitgehender Ausblendung der kontinuierlichen Attraktivität der baltischen Fremde. Tatsächlich aber sei das Kaleidoskop der Perspektiven vielschichtig gewesen und verdiene eine differenzierende Untersuchung. Die Provinzen waren eben nicht nur „deutsche Zitadelle“ oder „Hort fremdländischer Macht“ - viele fühlten sich auch von der nicht-russischen, aber europäisch konnotierten Fremde angezogen.

Abschließend zeigt der Verfasser, wie Lenin der nach marxistischer Klassenanalyse erfolgenden Stereotypisierung der Nachbarvölker als neues Stereotyp die „revolutionäre Kraft des lettischen Proletariats“ hinzufügte, womit Lettland „zu einer Art Sehnsuchtsraum der Revolution“ wurde. Der traditionelle Topos der „Natürlichkeit“ der Zugehörigkeit des baltischen Gebiets zum russischen Staat fand gleichsam einen „historisch-materialistischen Ausdruck“, die Schemata der Perzeption der Ostseeküste blieben vergleichbar, indem nun soziale Kriterien an die Stelle von ethnisch-kulturellen traten. Im Bürgerkrieg blieben die Weißen die Bewahrer der territorialen Integrität und zeigten argumentativ frappierende Parallelen zum sowjetischen Diskurs. Nach 1945 lassen sich neben offiziellen Diskursen auch unabhängige Denkstrukturen einer dissidenten Perzeption der

sogenannten Bruderrepubliken erkennen. Wie im 19. Jahrhundert schwankte die Betrachtung dabei zwischen sehnsuchtsvoller Wahrnehmung als „unser Westen“ und der nie ganz aufgegebenen Vorstellung der Region als Gefahr für den Zusammenhalt des Staates. Die mentale Aneignung des baltischen Gebiets ließ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine emotionale Beziehung zur generell als „anders“ markierten Region entstehen. Aktuelle Narrative sind nach Brüggemann stark von den Axiomen sowjetischer Historiografie beeinflusst, erinnern aber zugleich mit der Verteidigung national-staatlicher Interessen an Äußerungen der Weißen von 1919.

Das um zeitgenössische Abbildungen sowie Tabellen, ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnisse und Register ergänzte Werk bildet einen wichtigen Baustein zur Erforschung der russischen Perzeption der baltischen Region in ihrem Wandel. Es dürfte mit seinen methodischen Ansätzen und quellenorientierten Analysen beispielhaft wirken für weitere entsprechende Forschungen nicht nur zur baltischen Region.

MICHAEL GARLEFF  
Oldenburg

JGO 68, 2020/1, 131–133

Nenad Stefanov

**Die Erfindung der Grenzen auf dem Balkan. Von einer spätosmanischen Region zu nationalstaatlichen Peripherien. Pirot und Caribrod 1858–1989**

Wiesbaden: Harrassowitz, 2017. 484 S., 10 Abb., 6 Tab., 5 Ktn. = Balkanologische Veröffentlichungen. Geschichte, Gesellschaft und Kultur in Südosteuropa, 65.

ISBN: 978-3-447-10923-9.

Untersuchungen von Grenzen als „Raum, Erfahrung und Konstruktion“ wie es François, Seifarth und Struck treffend nannten (*Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. bis 20. Jahrhundert*. Hrsg. von Etienne François, Jörg Seifarth und Bernhard Struck. Frankfurt, New York 2007), erlebten in den letzten Jahrzehnten einen verdienten Aufschwung. Dennoch sind Studien zu Grenzregionen in Südosteuropa bisher selten, obwohl die religiösen und sprachlichen Grenzen in diesem Raum vielfältig sind und die politischen Grenzen sich seit über einem Jahrhundert stetig verändern. Offensichtlich wirken die nationalen Rahmungen von Wissenschaft auch im 21. Jahrhundert in erheblichem Maße auf die Überzeugungen und Arbeitsweisen von Sozialwissenschaftlern. Die geringe Zahl von Grenzstudien liegt aber auch in der Komplexität des Forschungsgegenstands begründet.

Nenad Stefanov hat eine bemerkenswert quellenengesättigte, tiefeschürfende und in vielerlei Hinsicht breit angelegte Grenzstudie für den Balkan vorgelegt. In hochauflösenden Mikrostudien untersucht er die Region um die Kleinstädte Šehirköj/Pirot, Caribrod/Dimitrovgrad und Trn – im Dreieck zwischen Sofia, Niš und Skopje – von der spätosmanischen Zeit bis zum Ende des Staatssozialismus. Stefanov fragt für die Zeit von 1856 bis 1989, in welchen Verläufen und vermittelt welcher Akteure und Konzepte sich eine spätosmanische Provinz in die Peripherie zweier Nationalstaaten

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

verwandelte und welche Sozialstrukturen sich unter dem Einfluss veränderlicher und uneindeutiger Grenzen als beständig erwiesen. Er geht den Vorstellungen von Raum, Territorialität und Grenze in der lokalen Gesellschaft im Kontext von sozialer Abgrenzung und Austausch, Stadt und Land, Zentrum und Peripherie nach. Wichtig ist für ihn zugleich die „heuristische Metapher“ der Phantomgrenzen und -räume, mit der er nach dem „Verschwinden und Wiederaufkommen von Trennlinien“ und Räumen fragt (S. 10). Anschaulich und differenziert analysiert er die veränderlichen Loyalitäten und Handlungsräume von regionalen Akteuren wie Kaufleuten, Schriftstellern, Wissenschaftlern, Politikern und Lehrern.

Den Hintergrund der Studie bilden die vielfachen Grenzveränderungen, Kriege, Gewalterfahrungen und Migrationsbewegungen zwischen 1878 und 1945: Nachdem Russland 1877 dem Osmanischen Reich den Krieg erklärt hatte, trat ein halbes Jahr später auch Serbien in den Krieg gegen die Osmanen ein, eroberte bald Niš und Pirot und stieß bis fast nach Sofia vor. Bis Mitte des Jahres 1878 blieb unklar, ob die Region Pirot an Bulgarien oder Serbien fallen werde. Die Großmächte beschlossen auf dem Berliner Kongress, Pirot dem Fürstentum Serbien zuzuschlagen. Daraufhin schuf noch im selben Jahr eine internationale Grenzziehungskommission im gebirgigen Terrain zwischen Pirot und Caribrod eine entsprechende Grenzlinie. Aus einer jahrhundertealten imperialen Binnenperipherie des Osmanischen Reiches entstanden daraufhin die Ränder zweier christlich-orthodoxer Nationalstaaten. Diese bemühten sich intensiv, ‚ihren‘ Raum und ‚ihre‘ Bevölkerung politisch und wirtschaftlich sowie kulturell und religiös zu integrieren. Dennoch stritten Bulgarien und Serbien bereits wenige Jahre später und periodisch wiederkehrend um die Trennlinie: im serbisch-bulgarischen Krieg 1885, in den Balkankriegen 1912/1913 und im Ersten Weltkrieg, als Bulgarien große Teile Serbiens länger besetzt hielt. 1919 entschied die Pariser Friedenskonferenz im Vertrag von Neuilly, die Grenzlinie des neuen Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen auf Kosten des Kriegsverlierers Bulgarien um rund ein Dutzend Kilometer nach Südosten zu verschieben. 1920 traf sich erneut eine internationale Grenzziehungskommission und definierte 1922 die neue Grenze. Das seit wenigen Jahrzehnten bulgarische Caribrod wurde nun serbisch – einschließlich nicht weniger vormals aus dem serbischen Pirot nach Bulgarien migrierten Händlerfamilien – und blieb doch peripherer Grenzort eines Nationalstaates. Trotz erheblicher beiderseitiger Gewalt in den 1920er Jahren und erneuter bulgarischer Besatzung im Zweiten Weltkrieg blieb die Grenzlinie nach dem Zweiten Weltkrieg bestehen. Seit dem Bruch zwischen Jugoslawien und der Sowjetunion 1948 bauten beide Staaten sie jedoch zu einer beinahe unüberwindlichen Barriere des Kalten Krieges aus. Beide Seiten betrieben grenzübergreifende Propaganda und bekämpften gleichzeitig jeglichen Einfluss der Gegenseite auf die eigene Bevölkerung. Erst Ende der 1950er Jahre entspannte und normalisierte sich der Grenzverkehr insbesondere unter dem Eindruck der in den 1960er Jahren zunehmenden Handels- und Tourismusbeziehungen. Zudem passierten Gastarbeiterströme aus der Türkei nach Westeuropa, per Bahn und später Pkw die Region. Der Grenzraum blieb für beide Seiten jedoch ein im nationalen Diskurs heikles Thema.

Der umfangreiche Band gliedert sich nach einer Einleitung in fünf Kapitel und eine Zusammenfassung. Mehrere Illustrationen und fünf erhellende, allerdings verwirrend betitelte Karten komplettieren das Buch. Die ersten drei Kapitel folgen vorrangig einer chronologischen Gliederung, die letzten beiden eher thematischen, phasenübergreifenden Fragestellungen. Kapitel zwei behandelt die vielschichtigen Modernisierungsprozesse im spätosmanischen Pirot, Kapitel drei die konkreten Grenzziehungsprozesse um das Jahr 1878 und Kapitel vier die Konstruktion von

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021



Grenzen und Räumen in den Sozialwissenschaften in Serbien und Bulgarien zwischen 1878 und 1920. Des Weiteren analysiert Kapitel fünf die politischen Beziehungen zwischen Jugoslawien und Bulgarien von 1920 bis 1956 und Kapitel sechs ein breites Spektrum an strukturellem und diskursivem Wandel der beiderseitigen Grenze im 20. Jahrhundert. Diese grundsätzlich interessante, relativ offene analytische Struktur erschließt sich dem Leser nur schwer aus der Einleitung (S. 16–17) und auch kaum aus dem Inhaltsverzeichnis. Ursache für die Verwirrung sind vor allem die Titel der Kapitel und Unterkapitel, die stark metaphorisch, bisweilen sogar austauschbar sind. Dies deutet bei aller begründeten thematischen Breite und den tiefgehenden Recherchen auf einen strukturellen Mangel des Buches hin: seine mitunter diffus bleibende, ausschweifende und sich wiederholende Analyseführung. Zudem wirken die Kapitel in sich oft ungeordnet und bleiben stellenweise in der Narration zu eng am untersuchten Material.

Trotz zahlreicher Fehler in der Textformatierung, der Interpunktion und Orthografie handelt es sich um eine in Breite und Tiefe bewundernswert recherchierte Grenzstudie, die für viele sozialgeschichtliche Fragen auch über den regionalen Kontext hinaus unerwartete und kluge Antworten bietet. Stefanov bettet seine lokalen und regionalen Befunde schlüssig und kritisch in die Nationalgeschichten ein und liefert luzide Querverweise auf die europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Dabei leistet das Buch nebenbei eine Neubetrachtung der spätsomanischen Reformzeit, gerade was die Veränderlichkeit und Durchlässigkeit sozialer Zugehörigkeit und die Partizipation der örtlichen Bevölkerung an der staatlichen Verwaltung angeht. Zudem kann Stefanov zeigen, mit welch erheblichen und jahrzehntelang andauernden Schwierigkeiten die jeweiligen staatlichen Verwaltungen bei der Integration der lokalen Gesellschaft zu kämpfen hatten.

HEINER GRUNERT  
München/Bern

JGO 68, 2020/1, 133–135

Evgeny Finkel

### **Ordinary Jews. Choice and Survival during the Holocaust**

Princeton, NJ, and Oxford: Princeton University Press, 2017. IX, 279 S., 7 Abb., 7 Tab., 3 Ktn. ISBN: 978-0-691-17257-6.

Evgeny Finkel, *Assistant Professor* für Politikwissenschaften und Internationale Beziehungen an der George Washington Universität in Washington, DC, hat mit dem Buch „Ordinary Jews“ eine wichtige Arbeit zum Verhalten von Juden in den Gettos von Bialystok, Krakau und Minsk vorgelegt, die aus seiner preisgekrönten Dissertation *Victims Politics. Jewish Behaviour during the Holocaust* erwachsen ist. Bei seinem Buch handelt es sich um eine sozialwissenschaftliche Arbeit, deren Fokus auf dem Verhalten der gettoisierten Juden liegt und zugleich darüber hinausgeht: „What explains the different patterns of behaviour adopted by civilians targeted by mass violence?“ (S. 6). Somit ordnet Finkel seine Untersuchung in das Feld der Genozidforschung ein, ohne die genannte Frage am Ende wirklich beantworten zu können.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

In der Einleitung erläutert der Autor sein Forschungsvorhaben. Von zentraler Bedeutung ist die Analyse des Verhaltens von Juden unter Gettobedingungen sowohl auf individueller als auch auf Gemeindeebene. Zugleich liegt der Arbeit die Annahme zugrunde, dass alle betroffenen Juden aktiv über ihr Verhalten entschieden. Finkel erkennt vier Grundstrategien: 1. „Cooperation“ und „collaboration“: Beide Formen beschreiben die Entscheidung für eine Zusammenarbeit mit den Besatzern. Im ersten Fall ging es darum, die Gemeinde und ihre Mitglieder zu „bewahren“, im zweiten Fall hingegen um das eigene Überleben. Diese Strategie nahm die Gefährdung der Gemeinde oder des Lebens anderer Juden bewusst in Kauf. 2. „Coping“ und „compliance“: Unter „coping“ versteht der Autor eine Überlebensstrategie innerhalb des Gettos, die ohne Flucht, ohne mit den Besatzern zusammenzuarbeiten und ohne Widerstandsaktivitäten auskommt. „Compliance“ bedeutet in diesem Fall das vollständige Einhalten der von den Besatzern gegebenen Regeln, ohne eine Veränderung der eigenen Lage anzustreben. 3. „Evasion“, also die auf Dauer zielende Flucht aus dem Getto. 4. „Resistance“, wobei Widerstand als Teilhabe in organisierten Aktivitäten zur physischen oder materiellen Schädigung der Besatzer definiert wird. Selbstverständlich haben Juden oft mehrere Strategien zu unterschiedlichen Zeiten angewandt, sodass diese Trennung nicht absolut zu setzen ist, sondern der Operationalisierung dient.

Finkel beschreibt verschiedene Faktoren, die die Auswahl der Handlungsoption beeinflussten. Als maßgeblich sieht er den Grad der interethnischen Beziehungen und damit einhergehend die Integration in die breitere Gesellschaft an. Als weiterer Faktor gilt die Erfahrung von Repressionsmaßnahmen vor dem Zweiten Weltkrieg, denn diese führten zu Kenntnissen über illegales Verhalten, die unter der NS-Besatzung die Widerstandstätigkeit begünstigten. Finkel hat Bialystok, Krakau und Minsk ausgewählt, weil dort alle Überlebensstrategien zu finden sind und es hinreichend Quellen von überlebenden Juden gibt. Er baut seine Erkenntnisse ausdrücklich nicht auf Dokumenten der Verfolger auf.

Das zweite Kapitel liefert zur besseren Einordnung Informationen zu Gettos in Polen und der deutsch besetzten Sowjetunion im Allgemeinen sowie konkret zu den drei untersuchten Orten. Das dritte Kapitel widmet sich der Frage, was Juden über die NS-Verfolgung wussten. Allerdings schränkt der Autor den Erkenntnisgewinn aus diesem Kapitel erheblich ein. Er vermerkt, dass das Wissen über deutsche Verbrechen zwar das Verhalten Einiger erklären kann, nicht aber das gesamte Phänomen (S. 68). In den anschließenden vier Kapiteln werden die einzelnen Strategien detailliert beschrieben. Dabei kommt Finkel zum Ergebnis, dass „cooperation“ und „collaboration“ im Hinblick auf das Überleben der einzelnen Juden regelmäßig scheiterten. „Coping“ ist seiner Meinung nach die am häufigsten gewählte Strategie, bei der es sich für ihn keinesfalls um passives Verhalten handelt, sondern um eine aktiv gewählte Strategie. Tatsächliche Passivität oder gar Paralyse gab es nur sehr selten. Bei „evasion“ ist für Finkel die bewusste Entscheidung des einzelnen Juden maßgeblich, sodass nicht auf die Retter geschaut wird (S. 128). Schlüssel für die Entscheidung zur Flucht sind für ihn die interethnischen Beziehungen aus der Vorkriegszeit. In diesem Bereich kann er die größten Unterschiede zwischen den drei Gettos festmachen. Während aus dem Minsker Getto tausende belarusische Juden flohen, gelang dies hunderten polnischen aus Krakau, aber nur sehr wenigen aus Bialystok, da diese Stadt durch scharfe ethnische Grenzen aus der Vorkriegszeit geprägt war.

Im letzten Kapitel fasst Evgeny Finkel die Untersuchungsergebnisse knapp zusammen. Zentrale Faktoren, die die Auswahl der jeweiligen Überlebensstrategie im Getto formten, sind demnach:

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries  
of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming  
as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

„the patterns and contents of their political activism, the type and intensity of the repression they experienced, the degree of their integration into non-Jewish society, and the ethnic composition of their social networks“ (S. 193). Diese Faktoren waren durch „the city’s pre-Holocaust political regime“ geformt. Der Autor verweist hier etwa auf Krakaus relative ethnische und religiöse Toleranz, die auf die österreich-ungarische Zeit zurückgeführt wird. Das Wissen über die NS-Judenverfolgung spielt im Schlusskapitel keine Rolle.

Abgerundet wird der Band durch drei Anhänge, in denen die Datengrundlage und das methodische Vorgehen erläutert werden sowie Zahlen zur Verteilung der Strategien in den genannten Gettos zu finden sind. Anhand der Gettoaufstände wird geprüft, ob die aus den drei Gettos entwickelten Muster auch andernorts angewendet werden können. Am Ende folgen Endnoten, Bibliografie und ein Register.

Auch wenn dieses Werk auf die Genozidforschung abzielt und sozialwissenschaftlich argumentiert, ist es eine spannende Arbeit für Historiker, die sich mit der Judenverfolgung in Osteuropa beschäftigen. Der ausschließliche Fokus auf den Zeugnissen der Überlebenden verändert den Blick und wirft neues Licht auf die Entscheidungen der mit dem Tod bedrohten Juden. Dennoch gibt es Kritikpunkte: Zullererst fällt auf, dass der Autor keine einschlägige deutschsprachige Literatur herangezogen hat. Bei der Diskussion über den Einfluss von Kenntnissen über die NS-Judenverfolgung auf das Verhalten der Gettoinsassen fehlt die Diskussion einer wichtigen Informationsquelle: Jüdische Flüchtlinge aus anderen Gettos brachten einschlägige Erfahrungen über die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung mit. Da Flucht aus einem Getto in ein anderes zudem ein verbreitetes Phänomen war, sollte es einbezogen werden. Beim Getto Minsk fehlt eine Auseinandersetzung mit den Partisanen der Bielski-Brüder, die in den Wäldern bei Naliboki, also nur rund 70 km von Minsk entfernt, aktiv waren. Auch lässt sich aus diversen Überlebendenberichten erkennen, dass mitunter das Verhalten eines Nichtjuden maßgeblich zur Entscheidung für die Flucht aus dem Getto beigetragen hat, manchmal sogar eine zufällige Begegnung. Letztlich bleibt fraglich, ob alles allein aus dem Verhalten einzelner Juden erklärt werden kann. Das Bild würde durch die Einbeziehung einer weiteren Ebene komplexer und treffender werden. Beispielsweise verhalf Jānis Lipke, der Kontakte zu Juden schon aus der Zeit vor der deutschen Besatzung hatte, proaktiv Juden aus dem Getto Riga zur Flucht und unterstützte sie danach. Ob die Entscheidung zur Flucht gewählt wurde, hing auch davon ab, ob Nichtjuden Bereitschaft zur Hilfe erkennen ließen. Trotz dieser Anmerkungen bleibt festzuhalten, dass Evgeny Finkel ein originelles Buch geschrieben hat, das unsere Erkenntnisse über die Shoah und das Verhalten der Juden während der Verfolgung erweitert.

JENS HOPPE

Frankfurt/Main



This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

JGO 68, 2020/1, 136–139

Gleb Tspursky

**Socialist Fun. Youth, Consumption, and State-Sponsored Popular Culture in the Soviet Union 1945–1970**

Pittsburgh, PA: University of Pittsburgh Press, 2016. X, 366 S., Abb. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-822-96396-7.

Gleb Tspursky führt in seiner bei Donald J. Raleigh an der University of North Carolina at Chapel Hill entstandenen Dissertation zwei Perspektiven zusammen, die seit einiger Zeit die Forschungen zur Sowjetunion unter Nikita Chrusčev und Leonid Brežnev beschäftigen. Zum einen interessiert er sich für die Frage, warum das Sowjetregime so lange stabil war und wie die Menschen ihre Bedürfnisse an materiellem und kulturellem Konsum in Bezug zum sowjetischen Gesellschaftsprojekt setzten, ohne es grundsätzlich infrage zu stellen. Zum anderen verweist Tspursky auf den Kalten Krieg als eine wichtige transnationale Perspektive, mit der sich die Bemühungen der Sowjetunion erklären lassen, der westlichen Popkultur ein attraktives sozialistisches Vergnügungskonzept entgegenzustellen. Die Sowjetunion hatte nach Stalins Tod mit politisch aufgeladenen Konsum- und Kulturangeboten den medialen Wettkampf um kulturelle Deutungsmacht offensiv angenommen. Nicht nur Chrusčev reiste um die Welt, sondern das Sowjetregime entsandte Künstler, Musiker oder Sportler, um für das sozialistische Gesellschaftssystem zu werben. Gleichzeitig ließ die Sowjetunion nun auch zahlreiche Ausländer ins eigene Land: Sportveranstaltungen, Jugend- und Filmfestivals, Messen und Ausstellungen erlaubten den Sowjetbürgern einen Blick auf „den“ Westen. Die Verflechtungen erzeugten allerdings angesichts der offensichtlichen Unterschiede zwischen westlicher und sozialistischer Konsum- und Unterhaltungskultur auch Spannungen und Konflikte innerhalb der sowjetischen Gesellschaft. Die Sowjetunion sah sich gezwungen, den Beatles und Rolling Stones eigene kulturelle Angebote für das ideologisch angemessene „sozialistische Vergnügen“ entgegen zu stellen. Diese offiziellen Vergnügungsangebote nimmt Gleb Tspursky in den Blick, um zu erkunden, inwiefern es dem Sowjetregime gelang, die „normalen“ Bürger, insbesondere die Jugend, an das sozialistische Gesellschaftsprojekt zu binden. Dabei richtet er für die Zeit bis 1970 sein Augenmerk auf „cultural activities of the masses within government institutions“, die er als „state-sponsored popular culture“ bezeichnet (S. 2). Solche Veranstaltungen in den Klubs des Komsomol und der Gewerkschaften sind bislang keinesfalls unbeachtet geblieben, doch Tspursky untersucht spezifisch, wie die örtlichen Klubleiter die zentralen kulturpolitischen Vorgaben umsetzten und wie sich die „normalen“ Jugendlichen in den staatlich organisierten Freizeitangeboten – Laienkonzerte, Tanzabende oder auch Diskussionsrunden – eingerichtet und sie mit eigenen Initiativen ausgestaltet haben. Der Verfasser untersucht dies exemplarisch und punktuell vergleichend anhand von Komsomol- und Gewerkschaftsklubs in Moskau und der geschlossenen Provinzstadt Saratov.

Auf diese Weise knüpft das Buch insbesondere an die Studien von Juliane Fürst, Donald J. Raleigh, Benjamin Tromly und Sergei Zhuk an und ergänzt sie zeitlich, geographisch und thematisch. (Julian Fürst: *Stalin's Last Generation. Soviet Post-War Youth and the Emergence of Mature Socialism*. Oxford 2010; Donald J. Raleigh: *Soviet Baby Boomers. An Oral History of Russia's Cold War Generation*. Oxford 2012; Benjamin Tromly: *Making the Soviet Intelligentsia. Universities and Intel-*

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

*lectual Life under Stalin and Khrushchev*. Cambridge 2014; Sergei Zhuk: *Rock and Roll in the Rocket City. The West, Identity, and Ideology in Soviet Dniepropetrovsk, 1960–1985*. Baltimore 2010). Tsipursky fragt zum einen, wie die Jugendlichen ihre Begeisterung für Louis Armstrong und Elvis Presley, für Boogie-Woogie und Foxtrott mit einer dennoch affirmativen Haltung zum Sowjetregime vereinbaren konnten. Zum anderen gilt sein Interesse damit der großen Mehrheit der Jugendlichen, die sich tendenziell konformistisch verhielten und nicht subversiven Praktiken anhängen. Seine These lautet dementsprechend, dass die meisten keinen Widerspruch darin sahen, Spaß in den Klubs zu haben, westlichen Jazz und Rock 'n' Roll zu hören und zumindest performativ den Aufbau der kommunistischen Gesellschaft zu unterstützen (S. 8). Um diesen kognitiven Brückenschlag nachzuvollziehen, analysiert er die Praktiken der Jugendlichen, die sich in den Klubs vergnügten. Dazu beruft sich Tsipursky auf den Begriff der individuellen *agency* und stellt fest, dass die sowjetischen Organisationen nicht nur überraschend viel Raum für selbstbestimmtes Handeln gelassen hätten, sondern die Jugendlichen oft sogar dazu ermutigten. Daraus leitet der Autor die gewichtige These ab, dass in diesen staatlich kuratierten kulturellen Vergnügungen der Schlüssel gelegen habe, mit dem das Regime letztlich recht erfolgreich eine sozialistische Version der Konsumgesellschaft konstruiert habe (S. 8–9).

Der Verfasser hat eine große Bandbreite an Quellen aus verschiedenen Archiven in Moskau und Saratow sowie aus den Nationalarchiven Großbritanniens und der USA zusammengetragen. Außerdem hat er 60 *oral history*-Interviews und zahlreiche Egodokumente, wie Memoiren, ausgewertet. Neben Einleitung und Zusammenfassung ist die Studie in acht Kapitel gegliedert, die chronologisch die Wechselwirkungen und Aushandlungen zwischen den Eliten der staatlichen Kulturpolitik und den Klubleitern sowie Besuchern auf den mittleren und unteren Ebenen beleuchten.

Das erste Kapitel betrachtet knapp die Wurzeln staatlicher Vergnügungsangebote in der Zwischenkriegszeit, während Kapitel zwei untersucht, wie sich der Stalin-Kult und die Kampagne gegen den Kosmopolitismus auf die staatlich organisierten Angebote einerseits und auf die Praktiken der Jugendlichen andererseits auswirkten. Das spätstalinistische Regime versuchte, die Jugend durch ein striktes emotionales Regime in hoch ideologisierten Aktivitäten zu mobilisieren. Während ein nennenswerter Teil der Jugendlichen diese offiziell definierten Emotionen loyal akzeptierte, eigneten sich andere die vorgeschriebenen Aktivitäten nur eigensinnig an oder aber entzogen sich dem staatlichen Zugriff ganz (S. 52–53). Kapitel 3 zeichnet nach, wie die spätstalinistischen Kampagnen gegen die angeblich dekadente westliche Kultur innerhalb der Komsomol-Klubs weitgehend ins Leere liefen. Letztlich ließen nämlich gerade die Führer der untersten Komsomol-Zellen zu, dass Jugendliche Jazz und westliche Tanzmusik konsumierten. Nur so konnten sie steigende Mitgliederzahlen nach oben melden und stabile soziale Beziehungen knüpfen. Die möglicherweise subversive Kraft westlicher Popkultur wurde also durch die sowjetische Systemlogik selbst befeuert (S. 68–69).

Die Kapitel 4 bis 8 analysieren eingehend die Ambivalenzen und Sprünge zwischen kulturpolitischer Liberalisierung und konservativen Umschwüngen in der Zeit des Tauwetters – über Chruščëvs Ablösung bis in die Brežnev-Ära. Die Ambivalenzen und Brüche sind dabei nicht nur auf der höchsten Ebene zu beobachten, sondern besonders eindrücklich auf der lokalen bzw. unteren Funktionärsebene und in den Aushandlungen zwischen den unterschiedlichen Interessengruppen zu sehen. So mussten die Leiter der immer zahlreicher werdenden Klubs und Jugendcafés einerseits die Vorgaben von oben umsetzen, andererseits aber die Attraktivität der Angebote sicherstellen.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

Gerade in den späten 1950er Jahre konnten so viele junge Menschen ganz offen auch westliche Musik in das Projekt eines sowjetischen Lebensstils einbinden und damit die Entstalinisierung unterstützen. Gleichzeitig nahmen sie auch an den anderen Angeboten der Klubs teil und gestalteten Diskussionsrunden, Tanzveranstaltungen oder Laientheater mit eigener Initiative. Das Ergebnis sei gewesen, dass „Millionen“ freiwillig und willentlich die Anleitung des Regimes angenommen und die offiziellen ästhetischen Normen übernommen hätten: „In effect, they adopted many or all elements of Thaw-era culturedness into their individual daily cultural practices, aesthetic sensibility, emotional expression, and self-identity“ (S. 160), lautet eine zentrale These des Buches. Gleichzeitig legt diese optimistische, fast zu glatte Sichtweise aber auch eine Bruchstelle des methodischen Ansatzes Tshipurskys offen. In den Blick rücken hier nämlich fast ausschließlich die verschiedenen Gruppen der großstädtischen Jugend, die bereits über das entsprechende kulturelle Kapital verfügen, um sich für Jazz, Gitarrenpoetik, Drama und Literatur zu interessieren. Das nicht-studentische Publikum, soziale Aufsteiger, bildungsferne Schichten oder gar die ländliche Jugend bleiben trotz Tshipurskys anderslautendem Anspruch randständig. Auch übersteigt es die Kapazität einer Studie, die ganze Bandbreite an Popkultur in den Blick zu nehmen. Gleichwohl ist es angesichts der Attraktivität westlicher Rock 'n' Roll-Musik zwar legitim, aber nicht selbsterklärend, so stark auf Jazz zu fokussieren. Mit Blick auf die Ambivalenzen der Aushandlungen zwischen zentralen Vorgaben und örtlichen Aneignungen wäre es auch spannend gewesen zu hinterfragen, wie die Klubbesucher die offiziellen Vorgaben des sozialistischen Konsumregimes mit typischen und zeitlosen Jugendthemen wie Alkohol, Liebe und Sex in Einklang gebracht haben. Diese Themen wären auch wichtig, um die Verschiebungen zwischen privater und öffentlicher Sphäre, aber auch die unterschiedlichen Dimensionen der „emotionalen Regime“, die Tshipursky wiederholt anspricht, zu beleuchten. Hier hätte es sich auch angeboten, die Interviewpartner mit ihren individuellen Narrativen stärker zu Wort kommen zu lassen. Überhaupt bleibt das Konzept, das hinter den Begriffen des „emotionalen Regimes“ und der „emotionalen Gemeinschaften“ steht, letztlich unklar.

Dennoch überzeugen Tshipurskys Beobachtungen (Kapitel 8) zu den erneuten Verschiebungen innerhalb des offiziellen emotionalen Regimes in der frühen Brežnev-Ära. Ab Mitte der 1960er Jahre dämmte das Regime zwar die Graswurzelaktivitäten der Chruščev-Jahre stark ein, ließ aber gleichzeitig mit dem „Little Deal“ (James R. Millar) eine stärkere Konsumorientierung zu, während der utopisch-ideologische Anspruch, der noch die Tauwetterperiode begleitet hatte, deutlich reduziert wurde.

Der Studie kommen mindestens zwei wichtige Verdienste zu. Zum einen ist zu loben, dass Tshipursky den Einfluss des Kalten Krieges als Deutungs- und Handlungsrahmen auf innersowjetische Aushandlungen um Konsum- und Freizeitaktivitäten verdeutlicht hat. Zum anderen beleuchtet er mit Blick auf die Jugend neue Aspekte, inwiefern es dem Sowjetregime gelungen ist, Menschen durch Freizeitvergnügungen einzubinden und ein gewisses Maß an Loyalität und Konformität zu erzeugen. Dass die Sowjetunion nicht notwendigerweise den kulturellen Wettkampf mit den kapitalistischen Staaten verlieren musste (S. 220), ist eine These, die auch hinsichtlich der in Russland zu beobachtenden Nostalgiewelle der letzten 15 Jahre größeres Erklärungspotential besitzt. „Socialist fun was serious business“ (S. 221) – auch dieser abschließenden These ist zuzustimmen. Viele Sowjetbürger und Sowjetbürgerinnen haben sich im staatlich sanktionierten Rahmen vergnügt und haben dies als Spaß empfunden, an den sie sich auch heute noch gerne erinnern. Gleichzeitig bleiben aber noch viele offene Fragen, um nicht nur die kulturellen Konsumpraktiken der sowjeti-



schen urbanen Jugend der 1960er/70er Jahre und ihren Beitrag zur Systemstabilität zu verstehen, sondern auch die der übrigen „normalen“ Sowjetbürger.

KIRSTEN BÖNKER

Bielefeld

JGO 68, 2020/1, 139–141

Gleb J. Albert

**Das Charisma der Weltrevolution. Revolutionärer Internationalismus in der frühen Sowjetgesellschaft 1917–1927**

Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2017. 631 S., 21 Abb. = Industrielle Welt, 95.

ISBN: 978-3-412-50754-1.

Wann kommt die Weltrevolution? In den frühen Jahren der Sowjetmacht war diese Frage für die russischen Revolutionäre und ihre Sympathisanten in der Bevölkerung von existentieller Bedeutung. Die Bolschewiki waren überzeugt, dass eine proletarische Revolution im Weltmaßstab für das dauerhafte Überleben des Sowjetstaates unerlässlich sei. Der revolutionäre Internationalismus war zentraler Bestandteil des Selbstverständnisses der russischen Revolutionäre. Sie sahen sich als Akteure in einem globalen Kampf, der zur Errichtung einer proletarischen Weltgesellschaft führen sollte. In den Jahren des Bürgerkrieges und der Neuen Ökonomischen Politik blickten die russischen Kommunisten gespannt und erwartungsvoll nach Westen. In welchem europäischen Land würde die nächste Revolution ausbrechen? Die ritualhafte Beschwörung der vermeintlich unmittelbar bevorstehenden Weltrevolution diente dazu, das Parteifußvolk zu motivieren und den Durchhaltewillen der leidgeprüften Bevölkerung zu stärken. Die künftige Zusammenarbeit mit den siegreichen Arbeitern des Westens sollte die Menschen in der Sowjetunion für die Nöte und Entbehrungen der Gegenwart entschädigen. Doch die Weltrevolution blieb aus. Gegen Ende der zwanziger Jahre stand fest, dass die Sowjetunion für unbestimmte Zeit auf sich allein gestellt bleiben würde. Die Weltrevolution trat im öffentlichen Diskurs zurück, und der Begriff vom revolutionären Internationalismus erlebte einen Bedeutungswandel: Unter Stalin bezog er sich nurmehr auf die nationenübergreifende Solidarität und Kooperation im sowjetischen Vielvölkerstaat.

Die ältere Forschung tat den revolutionären Internationalismus der frühen Sowjetzeit als unbedeutendes Phänomen ab, das keine eingehende Untersuchung verdiene. Gleb Albert wendet sich gegen diese Geringschätzung und skizziert in der Einleitung seiner Studie das Erkenntnispotential, das eine theoretisch und methodisch reflektierte Auseinandersetzung mit dem revolutionären Internationalismus bietet. Für die Bolschewiki war der Glaube an die Weltrevolution eine wichtige Antriebskraft und Mobilisierungsressource. Sie verstanden die Revolution in Russland als Auftakt einer weltweiten revolutionären Umgestaltung, als Eintritt in eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte. Die Idee der Weltrevolution und die Fiktion einer grenzüberschreitenden proletarischen Kampfgemeinschaft sollten sowohl Parteimitglieder als auch parteilose Sowjetbürger zur aktiven Mitwirkung am sozialistischen Projekt anspornen. Albert nutzt den revolutionären Internationalis-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

mus, um das Verhältnis von Partei und Gesellschaft zu untersuchen. Der chronologische Rahmen der Studie umspannt die Jahre von der Revolution bis zur Kriegsfurcht von 1927, als das Regime einen neuen außenpolitischen Kurs einschlug, der auf Isolation und Entflechtung von der Außenwelt abzielte. Welche Wirkung entfaltete der revolutionäre Internationalismus im Alltagsleben von Parteimitgliedern und Bürgern? Welche Strategien und Medien setzte die Partei ein, um die Bevölkerung für die Weltrevolution zu begeistern? Diese Fragen untersucht Albert unter Heranziehung einer beeindruckenden Zahl von Quellen unterschiedlicher Gattungen. Er sieht im revolutionären Internationalismus eine charismatische Idee, die überzeugte Kommunisten zu Hingabe, Opferbereitschaft und selbstlosem Einsatz beflügelte. Da die Weltrevolution auf sich warten ließ, musste die Partei den revolutionären Internationalismus schließlich in eine institutionelle Form überführen, um ihn am Leben zu erhalten.

Der Glaube an die Weltrevolution motivierte vor allem jene Aktivisten und Parteikader, die während der Revolutions- und Bürgerkriegszeit nachhaltig politisiert wurden. In der Provinz prägten Tristesse und schwierige Arbeitsbedingungen den Alltag der Aktivisten. Hinzu kam die Gleichgültigkeit, wenn nicht gar Feindseligkeit der Bevölkerung. Das Sprechen und Schreiben über die Weltrevolution bot die Möglichkeit, die mühevollen, oft auch deprimierenden Parteiarbeit auf lokaler und regionaler Ebene zum Bestandteil eines globalen Prozesses aufzuwerten. Wer sich mit Vorträgen und Artikeln über das Geschehen im Ausland hervortat, der stellte die Solidität seiner politischen Bildung und die Weite seines Horizonts unter Beweis. Zugleich waren die Parteimitglieder vor Ort angehalten, den revolutionären Internationalismus in breiten Bevölkerungskreisen zu popularisieren. Eine Vielzahl von Praktiken kam zum Einsatz, um symbolische Bande zwischen der Sowjetgesellschaft und den Proletariern im Ausland zu knüpfen: Kundgebungen und Demonstrationen im Zusammenhang mit dramatischen Ereignissen im Westen; Austausch von Grußbotschaften und Pflege von Brieffreundschaften; Spendensammlungen zugunsten streikender Arbeiter. Albert geht ausführlich auf diese und andere Praktiken (Patenschaftswesen, Fahnnentausch) ein. In einem separaten Kapitel beleuchtet er Entstehung und Arbeit jener Massenorganisation, die den revolutionären Internationalismus auf institutioneller Grundlage pflegen und propagieren sollte. Wie alle sowjetischen Massenorganisationen war auch die „Internationale Hilfsorganisation für Kämpfer der Revolution“ (MOPR) ein Transmissionsriemen, der die Ideologie und Werte der Kommunistischen Partei in die Bevölkerung übertragen sollte. Zeitweise hatte die MOPR fast zehn Millionen Mitglieder. Zu ihren Aufgaben gehörte die moralische und materielle Unterstützung politischer Gefangener im Westen.

Warum entfaltete der revolutionäre Internationalismus keine nachhaltige Wirkung in der Sowjetgesellschaft? Albert arbeitet mehrere Gründe heraus. Mitte der zwanziger Jahre hatten sich die Verhältnisse im kapitalistischen Westen so weit stabilisiert, dass alle Hoffnungen auf einen revolutionären Flächenbrand begraben werden mussten. Ernüchterung setzte ein. Die Vorgänge im Ausland waren zu weit von der Lebenswirklichkeit einfacher Sowjetbürger entfernt. Angesichts schwieriger Bedingungen im eigenen Land war es sowjetischen Arbeitern nicht einsichtig, warum sie Geld für streikende oder inhaftierte „Klassengenossen“ jenseits der Grenzen spenden sollten. Das Engagement im Geiste des revolutionären Internationalismus war in aller Regel nicht spontan und ungezwungen, sondern gekünstelt und aufgesetzt. Sorgfältig steuerte und reglementierte die Partei alle Praktiken, die eine symbolische Verbindung zwischen sowjetischen und westlichen Arbeitern herstellen sollten. Das kollektive Verfassen von Grußbotschaften und Briefen an Adressaten

im Ausland geriet zur öden Routine, zur Pflichtübung. Individueller Einsatz war unerwünscht, ja verdächtig. Kommunisten, die im Ausland für die Weltrevolution kämpfen wollten, erhielten keine Ausreiseerlaubnis. Am Beispiel des revolutionären Internationalismus zeigt Gleb Albert die Probleme im Verhältnis zwischen Regime und Gesellschaft auf: Nur ein kleiner Kreis von politischen Aktivisten begeisterte sich für die Idee der Weltrevolution. Die große Masse der Bevölkerung konnte damit wenig anfangen, genauso wenig wie mit den meisten anderen Ideen und Botschaften der Bolschewiki. Mit ihrem Kontroll- und Gängelungswahn verhinderte die Partei, dass in der sowjetischen Gesellschaft ein authentisches Interesse am Geschehen im Ausland und an weltpolitischen Zusammenhängen entstand. Gleb Alberts Studie ist etwas zu umfangreich geraten. Dennoch ist sie ein wertvoller Beitrag zur Gesellschaftsgeschichte der frühen Sowjetunion.

ANDREAS OBERENDER

Berlin

JGO 68, 2020/1, 141–144

Marina Schmieder

**„Fremdkörper im Sowjet-Organismus“. Deutsche Agrarkonzessionen in der Sowjetunion 1922–1934**

Stuttgart: Steiner, 2017. 339 S., 26 Tab. = Quellen und Studien zur Geschichte des Östlichen Europa, 86. ISBN: 978-3-515-11762-3.

Die Konzessionspolitik sollte nach Lenins Vorstellungen seinem von Welt- und Bürgerkrieg ökonomisch schwer angeschlagenen Land helfen, Ressourcen zu erschließen und für den Wiederaufbau der Wirtschaft Know-how und neueste Technologien verfügbar machen. Im Bereich der Landwirtschaft schwebte ihm die Werbung für den mechanisierten Großbetrieb vor (S. 49–50). Dazu sollten ausländischem Privatkapital zeitlich begrenzt attraktive Bedingungen für Investitionen eingeräumt werden. Dieses Konzept wurde in die Praxis kaum umgesetzt. Nicht einmal zehn Prozent der Konzessionsgesuche führten überhaupt zu einem Vertrag, im Agrarbereich kamen lediglich 13, vornehmlich Siedlungs-Konzessionen zustande.

Bisher fehlen detaillierte Untersuchungen zum Ablauf der Konzessionspolitik und zu den Gründen ihres Scheiterns. Zu begrüßen ist, dass Marina Schmieder mit ihrer Dissertation nun eine Spezialuntersuchung zu den deutschen Agrarkonzessionen vorlegt, die akribisch das vorhandene Archiv- und Quellenmaterial auswertet. Sie zeichnet die Entwicklung der Konzessionen bis zu ihrem faktischen Ende Mitte der dreißiger Jahre vor dem Hintergrund der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion kompetent nach und vermag dadurch unsere Kenntnisse über die auftretenden Probleme wesentlich zu erweitern. Sie behandelt auch bisher weniger beachtete Punkte, so die Konzessionsförderung in Deutschland und den Nutzen für die deutsche Volkswirtschaft. Vor allem aber gelingt es ihr, die Widersprüchlichkeit der sowjetischen Konzessionspolitik herauszuarbeiten und Wendepunkte, insbesondere die Überwindung

der Krisen von 1926 und 1929/30, sowie die Auflösung der letzten Konzessionen Mitte der dreißiger Jahre neu zu bewerten.

Für ihre Fallstudie wählt Schmieder die folgenden drei deutschen Muster-Agrarkonzessionen aus: die Kruppsche Manytsch-Landkonzession, die Deutsch-Russische Saatbaugesellschaft (Drusag) und die Drug, eine Subkonzession der Wolgadeutschen Bank des landwirtschaftlichen Kredits (1923 bis 1927). Diese gehörten sowohl zu den erfolgreichsten als auch zu den am längsten bestehenden Konzessionen. Sie erlauben deshalb repräsentative Aufschlüsse über die Konzessionspolitik insgesamt. Schmieder geht zunächst auf allgemeine Fragen ein (Begriff und Intentionen, Rahmenbedingungen, Interessenlage beider Seiten, Tätigkeitsfelder). Dann schildert sie die beim Abschluss der Verträge auftretenden Schwierigkeiten (Kapitel 3, S. 48–89). Das folgende Kapitel behandelt die Erfahrungen der ersten Tätigkeitsjahre und die Gründe für die Krise 1926 (S. 90–132). Erst die Änderung der Betriebskonzepte und die Sanierung ausgewählter Konzessionen (Kapitel 5, S. 133–141) führten zur ökonomischen Gesundung der beiden verbliebenen Agrarkonzessionen (Drusag und Manytsch). Kapitel 6 (S. 142–192) stellt die Erfolgskonzepte der Konzessionen dar, die in der zweiten Tätigkeitsphase ab 1927 bis zu ihrer endgültigen Auflösung 1933 bzw. 1934 tatsächlich zur Entwicklung von Musterbetrieben führten. Die folgenden Kapitel beleuchten die Schikanen, denen sie gleichwohl von sowjetischer Seite ausgesetzt waren, insbesondere das destruktive Verhalten der Gewerkschaften und der örtlichen Organe bis hin zum Versuch, Anfang 1930 die Auflösung der Drusag in einem Schauprozess zu erzwingen (Kapitel 7 bis 9, S. 193–260). Die abschließenden Kapitel 10 bis 13 schildern den Versuch, die Konzession mit geänderten Vertragsbedingungen fortzuführen, und schließlich die Umstände der vorzeitigen Auflösung der Verträge (S. 261–298).

Schmieder argumentiert überzeugend, dass auf beiden Seiten in der Praxis nicht ökonomische, sondern eher außenpolitische Überlegungen im Vordergrund standen: das Zustandekommen vieler Konzessionen sei ein Verdienst von Reichskanzler Wirth und dem deutsche Außenamt gewesen. Sie setzten sich dafür ein, namhafte deutsche Unternehmen zur Übernahme von Konzessionen zu bewegen. Die sowjetische Seite übte massiven Druck auf Krupp aus, indem sie den Abschluss eines Lokomotivenauftrags an die Konzession band (S. 79–81). Als die Konzessionen sich 1926 in einer Krise befanden, griff wiederum das deutsche Außenamt ein, um erfolversprechende Konzessionen zu sanieren. Dabei wurde die zuvor privatwirtschaftliche Drusag in eine „Reichskonzession“ umgewandelt. Anfang 1930 drohte die Reichsregierung mit der Einstellung der Kredite, um den Fortbestand der Drusag zu sichern (S. 266). Beide Seiten pokerten also mit wirksamen Druckmitteln und scheuten doch den offenen Bruch mit der Rapallo-Politik durch eine spektakuläre Beendigung bedeutender Konzessionen. Um 1928 den Rückzug von Krupp zu vermeiden, wurde Manytsch in eine „gemischte Gesellschaft“ umgewandelt (S. 150–161). Das deutsche Außenamt schaute großzügig darüber hinweg, dass dem sowjetischen Außenkommissariat jeglicher Einfluss auf die Gestaltung der Innenpolitik fehlte.

Das Konzept der Konzessionen passte nahtlos zur Neuen Ökonomischen Politik (NÖP). Die Partei gab aber bereits 1926 diese Politik auf und setzte zur Mobilisierung der Bevölkerung auf das Entfachen des Klassenkampfes durch die Eingrenzung des Privatkapitals. Im Februar 1930 stellte Stalin wie auch bei der Zwangskollektivierung die zentrale Kontrolle wieder her. Wie wenig es der sowjetischen Regierung nach 1926 noch um den ökonomischen Nutzen ging, wird aus ihrem widersprüchlichen Verhalten deutlich. Die Konzessionen wurden ab 1927 praktisch vogelfrei: Die Regierung ließ zu, dass die lokalen Organe und die Gewerkschaften sie zum Objekt des ihnen befohlenen

Angriffs auf die „kapitalistischen“ Kräfte machten. Selbst das Hauptkonzessionskomitee ordnete an, die Entwicklung der Konzessionen durch die Einengung ihrer vertraglichen Rechte zu hemmen (S. 142). Das Ganze wurde mit der Kollektivierung noch absurder: Sie sollte die Überlegenheit des sozialistischen über den ausbeuterisch-kapitalistischen Großbetrieb beweisen, während insbesondere die Drusag ab 1929 eine Insel der Prosperität inmitten einer zunehmend von Hunger und staatlicher Misswirtschaft gezeichneten Landwirtschaft war.

Wenn Schmieder davon spricht, dass „Ende der 1920er Jahre die Zentralorgane den Kampf der Lokalorgane gegen die Konzessionen nicht mehr steuern“ konnten (S. 213), überschaut sie die Mechanismen des von Stalin ausgeübten Drucks nicht hinreichend. Dieser zielte darauf, ohne explizite Anweisung von oben nach den Regeln des „Klassenkampfes“ unerwünschte Kräfte, darunter auch Einzelbauern und „bürgerliche“ Spezialisten, einzuschüchtern. Dass der „Kampf“ vom Zentrum jederzeit hätte gebremst werden können, belegt Schmieder selbst, wenn sie beschreibt, wie das Politbüro bzw. Stalin – übrigens parallel zur Kollektivierungspolitik – im Februar 1930 wieder die zentrale Kontrolle herstellte (S. 261–270). In allen Bereichen schob Stalin im Sommer 1930 die Schuld an den von ihm erzwungenen Übergriffen den lokalen Organen zu. Die Verurteilung der lokalen Veranstalter des Schauprozesses gegen die Drusag wegen „Diskreditierung der Sowjetmacht“ (S. 270) reiht sich in diese Politik ein. Ursächlich war nicht, dass die Sowjetbehörden vor Ort außerstande waren, „die große außenpolitische Bedeutung vom Erhalt der Konzessionen zu erkennen“ (S. 302). Vielmehr war es die Parteispitze, die ihnen zu diesem Zeitpunkt nur sekundäre Bedeutung zumaß. Schmieder dokumentiert die Schikanen der Gewerkschaften und der lokalen Organe eindrucksvoll.

Schmieder belegt, dass die Drusag nach 1927 durch die Reduzierung der Ackerfläche und das Setzen auf Merino-Schafe, die zugleich Wolle und Fleisch lieferten, zu einem Musterbetrieb wurde (S. 168–169, 276). Außerdem gelang es, dürrerbeständigeres Saatgut zu züchten. Durch zielgerichtete Investitionen und eine geschickte Vermarktungspolitik, die die niedrigen staatlichen Erzeugerpreise durch Verkäufe auf den lokalen Märkten umging (u. a. S. 96–97), erzielte der Drusag-Direktor Dittloff hohe Reingewinne. Sein Erfolg beruhte sowohl auf seinen Qualitäten als Manager als auch auf der geschickten Nutzung des Ausnahmerechts auf freien Handel. Doch Dittloff war auch politisch tätig: Er trat im Mai 1933 der NSDAP und Anfang 1934 der SS bei. Die Drusag fungierte zugleich, wie Schmieder andeutet, als „deutscher Beobachtungsposten“ in der Sowjetunion (S. 281) inmitten der Zwangskollektivierung und der Hungersnot 1932/33. Als Dittloff 1933 begann, Bilder der Hungersnot den antibolschewistischen Kampagnen in Deutschland und im westlichen Ausland zur Verfügung zu stellen (S. 288, 293–298), führte das zur Eskalation. Am 7.8.1933 unterzeichnete Stalin eigenhändig die Anordnung zur Auflösung des „Spionagezentrums“ (S. 289).

Auch auf deutscher Seite wurden gerade in den Anfangsjahren Fehler gemacht. Bereits die vereinbarten Vertragsbedingungen erwiesen sich als unzweckmäßig. Viele übergebene Objekte waren für die verlangte Nutzung ungeeignet, etwa 70 Prozent des überlassenen Landes überhaupt nicht ackerfähig (S. 84–89, 128–132). Die vom deutschen Staat angesichts der Krise 1926 veranlassten Revisionen deckten groteske Mängel auf. Fehlerhaftes Management trug eine Mitschuld an der Notlage der Betriebe. So hatte Krupp bei der Auswahl des Betriebsleiters keinen Wert auf Agrarkenntnisse gelegt. Diesem wurden nun Inkompetenz, Verschleuderung des Kapitals und „unglaubliche Verwaltungsfehler“ bescheinigt (S. 112–114, 127). Das Hauptproblem wurde im Mangel an Umlaufmitteln aufgrund der unzureichenden Ausstattung mit Startkapital verortet (S. 119–124).

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

Nebenbei zeigt Schmieder auf, wie wenig zweckmäßig die Ausrichtung der sowjetischen Agrarpolitik im Übergang zu den dreißiger Jahren auf hochmechanisierte Großbetriebe war. Dittloff bezeichnete die überstürzte Mechanisierung als „unsinnigen Amerikanisierungswahn“ (S. 109). Nur beim Umbrechen von Brachland waren Traktoren kostengünstiger als tierische Zugkraft. Die auf Effizienz ausgerichteten deutschen Betriebsführungen bevorzugten unter den lokalen Bedingungen, bäuerliche Ochsengespanne auszuleihen. Die sowjetischen Regierungsinspektionen warfen ihnen deshalb vor, „wegen der rückständigen Form der Bodenbearbeitung [...] die Vorbild-Funktion der Betriebe“ zu vernachlässigen“ (S. 111).

Schmieder vermag am Beispiel der Agrarkonzessionen die Probleme der Konzessionspolitik unter dem Einfluss wechselnder innenpolitischer Interessenlagen auf sowjetischer Seite kompetent herauszuarbeiten und zieht eine ernüchternde Bilanz. Dabei belegt sie, wie wenig die Praxis der Konzessionen mit den ursprünglich hehren Zielsetzungen zu tun hatte. Sie waren „sowohl im ökonomischen wie im ideologischen Sinne ‚Fremdkörper‘ im Sowjetsystem“ (S. 303). Die Arbeit ist spannend zu lesen und überzeugend gegliedert. Sie vermittelt auch denen neue Erkenntnisse, die sich für die Praxis der NÖP und die Stalinsche Politik der „Entfaltung des Klassenkampfes“ interessieren.

STEPHAN MERL  
Bielefeld

JGO 68, 2020/1, 144–145

Jörn Happel

### **Der Ost-Experte. Gustav Hilger – Diplomat im Zeitalter der Extreme**

Paderborn: Schöningh, 2018. 533 S., 30 Abb. ISBN: 978-3-506-78609-8.

Die vorliegende Studie ist eine Baseler Habilitationsschrift. Sie behandelt Leben und Wirkungskreis des Diplomaten Gustav Hilger und bettet die Biographie ein in die deutsch-russischen Beziehungen vom Anfang der zwanziger Jahre bis in die Mitte der fünfziger Jahre. Der verhalten formulierte Vorwurf (S. 490), sie wolle ein Regulativ sein gegen einseitige deutsche Ostforschung und einseitige russische Deutschlandforschung, trifft nicht zu. Die Historiographie in beiden Richtungen blüht nach wie vor. Lohnt es sich, über einen Quereinsteiger in der Diplomatie wie Hilger und einen Diplomaten in der dritten und zweiten Reihe ein so dickleibiges Buch zu schreiben? Die Antwort ist ja. Der Verfasser kann mit Hilfe neu erschlossener Archivalien manch neue Einzelheiten für die Biographie Hilgers, für die deutsch-russischen Beziehungen und für das erste Jahrzehnt des Kalten Krieges liefern und sie umsichtig verarbeiten. Dabei wird ausgiebig – manchmal zu ausgiebig – zitiert. Aber die Studie liest sich durchweg spannend. Zunächst einmal kann der Verfasser viele Einzelheiten aus dem umfangreichen Nachlass Hilgers, der im Politischen Archiv in Berlin aufbewahrt wird, herausfiltern. Für die deutsch-russischen Beziehungen der zwanziger Jahre vermag er so manches Detail aus den russischen Archiven ans Licht zu bringen, und für die verdeckte



Tätigkeit Hilgers als Doppelagent der Amerikaner und der frühen Bundesrepublik Deutschland zapft er erfolgreich unveröffentlichte amerikanische und deutsche Archivalien an.

Hilger wurde 1886 als Sohn eines deutschen in Moskau ansässigen Kaufmanns geboren. Er beherrschte daher Russisch und Deutsch als seine Muttersprachen. Deutschland besuchte er erstmals als Achtzehnjähriger. Seine Ausbildung als Bauingenieur absolvierte er von 1903 bis 1908 in Darmstadt. In die Diplomatie geriet er 1918 nach dem Friedensvertrag von Brest-Litovsk, als ihn die erste deutsche Diplomatische Vertretung (Botschaft) im neuen bolschewistischen Russland wegen seiner Sprachkenntnisse und seiner Eingebundenheit in die Moskauer Verhältnisse für die „Deutsche Hauptkommission für Kriegs- und Zivilgefangene“ engagierte. Von nun ab wurde er ein immer mehr gefragtes Bindeglied zwischen Berlin und Moskau. Aufgrund neuer Quellen vermag der Verfasser einen bisher unbekannten Aspekt im Bild Hilgers klarzumachen: Hilger sympathisierte mit den Bolschewiki und ihrem System in Russland (S. 77); er begrüßte den Aufstieg Stalins (S. 150) und fühlte sich auch einer linken, sogar bolschewistischen Ausrichtung der deutschen Politik zugetan (S. 110). Obwohl er an Rapallo 1922 direkt nicht mitwirkte, nahm er den Abschluss des Vertrages und seinen Inhalt mit Genugtuung auf. Von 1923 bis 1941 diente er, zuletzt als Legationsrat (also in nicht hervorgehobener Stellung), den vier deutschen Botschaftern dieser Periode (Brockdorff-Rantzau, Dirksen, Nadolny und von der Schulenburg) vor allem als Wirtschaftsexperte. Sehr ausführlich behandelt der Verfasser die Kindermann-Wolscht-Affäre – eine der vielen vom sowjetischen Geheimdienst in den zwanziger Jahren inszenierten Affären zur Trübung der deutsch-russischen Beziehungen –, in die Hilger verwickelt wurde. Mit Hilfe neuer russischer Quellen kann er dieses Kriminalstück sehr ausführlich darstellen. 1939 war Hilger an den Verhandlungen zum deutsch-sowjetischen Wirtschaftsvertrag vom 23. August 1939 beteiligt. Bei der Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Paktes war er der deutsche Dolmetscher. Auf mehreren Fotos ist Hilger prominent etwa zwischen Hitler und Molotov oder zwischen Stalin und Ribbentrop zu sehen.

Im Juli 1941 wurde Hilger in die Kanzlei Ribbentrops als „Russlandexperte“ übernommen. Er war daher zwar am Rande auch an den Judendeportationen beteiligt; der Verfasser hat aber keinerlei Belege für eine unmittelbare Involvierung Hilgers in die Ermordung von Juden gefunden. Mit dem Kriegsende 1945 brach für Hilger ein ganz neuer Abschnitt seiner Karriere an. Wegen seiner immensen Kenntnisse über Russland wurde er sogleich von den Amerikanern vereinnahmt und in die USA geflogen, wo er unter falschem Namen willig für die CIA und das State Department arbeitete. Mit Wissen der Amerikaner betätigte er sich auch für die „Organisation Gehlen“, war also Doppelagent. Beim Aufbau des Auswärtigen Dienstes der neuen Bundesrepublik wurde er im Oktober 1953 schließlich Mitarbeiter der neuen Behörde. Erst jetzt wurde Hilger auf Betreiben Walter Hallsteins und Konrad Adenauers zum Botschaftsrat befördert – eine späte Genugtuung für seinen jahrzehntelangen Einsatz für die deutsch-russischen Beziehungen. Von 1945 an – so macht der Verfasser überdeutlich klar – stellte sich Hilger in den Dienst der amerikanischen Konfrontation mit der Sowjetunion im Kalten Krieg. Hilger hatte erneut die Pferde gewechselt. Von Stalin stammt angeblich folgendes Wort über den stets im Hintergrund wirkenden Gustav Hilger: „Deutsche Staatsoberhäupter und deutsche Botschafter in Moskau kamen und gingen – Gustav Hilger blieb.“ Die Hommage war nicht unverdient.

WINFRIED BAUMGART  
Mainz

JGO 68, 2020/1, 146–147

Winfried Baumgart

**Botschafter Rudolf Nadolny. Rußlandkenner oder Rußlandverstehrer?****Aufzeichnungen, Briefwechsel, Reden 1917–1953**

Hrsg. und bearb. von Winfried Baumgart, mit einer Laufbahnskizze Nadolnys 1903–1907 von Jan Zinke. Paderborn: Schöningh, 2017. 449 S., 1 Abb. ISBN: 978-3-506-78663-0.

Rudolf Nadolny (1873–1953) was German ambassador to the Soviet Union at a critical moment in the complex relationship between the two countries. He is not as well known as his predecessors or successors (such as Ulrich von Brockdorff-Rantzau, Herbert von Dirksen, and Friedrich-Werner Graf von der Schulenburg), because he served in Moscow for only a short period of time from the autumn of 1933 to the spring of 1934. Nadolny's life goal had been to serve as German ambassador in Moscow. After several humiliating rejections by German politicians, he finally reached his goal in 1933, only to resign shortly thereafter, when his vision of German-Soviet relations was flatly rejected by Adolf Hitler. Consequently he left little mark on the history of German-Soviet relations.

This does not mean, however, that Nadolny's life is uninteresting. On the contrary, it is fascinating. Born in East Prussia and educated in Königsberg, Nadolny became interested in Russia through a chance encounter with a Russian family. Giving up a career in law, he became a diplomat and served in the German General Consulate in St. Petersburg from 1903 to 1907. Critical of Tsarism, he welcomed the 1905 Revolution but feared that the Tsar's concessions did not go far enough. In the summer of 1917 he took charge of the Russian Desk in the Foreign Ministry after serving in the Army General Staff's Political Section during WWI where he was in charge of insurgency movements in Finland, Georgia, Persia, Afghanistan, and India against Russia and Britain. In 1918 he played a role in the negotiations in Brest-Litovsk with the Bolsheviks. Subsequently he dreamed of becoming German Ambassador to Moscow. Yet repeatedly he was passed over. His outspokenness was part of the reason. He spoke his mind without regard for the political implications, hardly a good quality in a diplomat. Immediately after Hitler came to power, for example, he had a sharp disagreement with him in a conversation over disarmament in Europe. Months later, in another meeting with Hitler, Nadolny bluntly asked him whether he still adhered to his book *Mein Kampf*, to which Hitler answered: "Ja, bis auf Kleinigkeiten" (p. 275). The two also disagreed over Hitler's plan to annex Austria, Hitler's birth place, and to exit the League of Nations. (Joseph Goebbels called Nadolny "[E]in dummer, arroganter Kerl" [p. 36]). Remarkably, however, Nadolny was shortly thereafter appointed German Ambassador to Moscow. In November 1933, Nadolny moved to Moscow where as Hitler's ambassador he was treated with skepticism by Soviet officials and diplomats. Nadolny desperately sought to forge friendly German-Soviet relations. His requests to speak with Hitler about German-Soviet relations were repeatedly rejected until in May 1934 he finally was able to speak with Hitler in person. Hitler, however, turned a deaf ear on Nadolny, declaring that he would have nothing to do with the Russians (pp. 279 and 413). Nor did other German officials come to Nadolny's support. Thereupon, he resigned his position and lived as a private citizen.

He could not remain silent, however, and criticized the Nazi stand on the Soviet Union, advocating "friendly coexistence." In his dissent, Nadolny exposed himself to grave personal danger. Hitler decided to let Nadolny be, provided he did not interfere in Nazi politics (p. 280). In 1939

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

Nadolny welcomed the Molotov-Ribbentrop Pact, although he did not know of its secret protocol. He survived the Nazi era as a private citizen. When the war ended and the Soviet forces entered Germany, he saw a new opportunity for his life goal of forging the friendly coexistence of Germany and "Russia" (the Soviet Union) and immediately contacted the Soviet occupation authorities. Yet few Soviet officials were willing to listen. By his own reckoning, he was arrested five times by the "GPU" (p. 426). Nadolny naively believed in Stalin's remark in 1942 ("Hitler will come and go, but the German people and the German state will stay") as proof of Stalin's intention to forge a friendly relationship with a new Germany (pp. 306–307). Many of Nadolny's former German colleagues thought otherwise. Eventually, the Berlin blockade of 1948/1949 convinced Nadolny to give up. He moved from Berlin to West Germany, where he began an appeal to the United States for help to unite the divided Germany. Meanwhile history passed by him.

Nadolny was naive, as the editor of the present volume Winfried Baumgart states repeatedly. (By comparison, one of his predecessors, Brockdorff-Rantzau, who maintained extremely friendly relations with the Soviet government in the 1920s, was firmly aware of Moscow's ultimate intention – to export revolution to Germany and Europe). At the same time Baumgart convincingly argues that Nadolny was neither pro-/anti-Soviet nor pro-/anti-Nazi: He belonged to the old generation of the Bismarckian era who thought of the world in geopolitical terms – terms of great power politics. Nadolny valued the Rapallo system, although he did not believe in the Weimar Republic (which was "das blutlose Geschöpf eines professoralen Geistes von verblüffender Lebensfremdheit") (p. 359). He despised party politics, which he felt sacrificed the interests of the state. He saw Eastern Europe as a mixed region of Germanic and Slavic peoples, neither of whom could be excluded. Having carefully examined the history and politics of the region, he sought realistic solutions to intractable territorial issues. Thus, after World War II, he insisted that Königsberg and East Prussia should be given to Poland (p. 308). In the end, his birth place, Groß Stürlack, ended up in Poland, now Sterławki Wielkie, and Königsberg in the Soviet Union, now Kalinigrad, Russia.

Nadolny left a massive archive, housed in the Politisches Archiv des Auswärtigen Amts in Berlin. It consists of 143 bound volumes and files. Baumgart has selected 151 documents (letters, essays, and speeches) from this archive as well as other sources (including published German diplomatic documents) to illustrate Nadolny's life and thought. He has written a concise, informative, and convincing introduction (pp. 20–47) and included a brief biographical sketch covering Nadolny's first stay in Russia (1903–1907) by Jan Zinke. Baumgart also provides an index to the documents reproduced here. The result is an immensely readable and valuable volume. It is not that Nadolny is unknown. His memoir was first published in 1955, shortly after his death, and a more complete version in 1985. At least one book (Peter Hahn: *Rudolf Nadolny. Der unbequeme Diplomat*. Badenweiler 2014) and two essays have been written on him. Yet the present volume presents a far fuller picture of Nadolny based on primary documents. This book should be widely read, and of benefit to anyone interested in German and Soviet diplomacy.

HIROAKI KUROMIYA  
Dover, MA



JGO 68, 2020/1, 148–150

Mark D. Steinberg

**The Russian Revolution, 1905–1921**

Oxford: Oxford University Press, 2017. X, 388 S., 14 Abb. = Oxford Histories.

ISBN: 978-0-19-922763-1.

Mark D. Steinberg von der Universität Illinois in Urbana-Champaign ist einer der führenden Kulturhistoriker für die russische Geschichte der späten Zarenzeit. Seine 2001 in New Haven erschienene Dokumentation *Voices of Revolution. Documents* bildet offensichtlich die Grundlage des vorliegenden Bandes. Dem Verfasser geht es darum, die heterogenen Erfahrungen der Zeitgenossen vorzustellen. In der Einleitung (S. 1–10) erläutert er seinen Erfahrungsbegriff: Erfahrung als durch Versprachlichung (oder Verbildlichung) gedeutetes Erleben; denn nur Erfahrungen, nicht das authentische Erleben sind dem Historiker zugänglich. Er sortiert Erfahrungsgruppen, nach Orten, nach Geschlechtern, nach Nationalitäten. Zuletzt wählt er eine Gruppe von Intellektuellen aus, denen er utopisches Denken zuschreibt.

In den Teilen I und II bietet er auf der Basis von Zeugnissen der Zeit – Tagebüchern, Fotos und vor allem von Zeitungen – ein Panorama der Stimmungen während der Februarrevolution (Teil I). Teil II greift zurück auf Pressestimmen seit 1905. Er präsentiert das Jahrzehnt vor 1914 als Zeit voller Widersprüche. Als solche wurde sie von den Zeitgenossen erlebt. Auch unter den Historikern wird sie mal als Zeit der Blüte – in Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur –, mal als Zeit der Depression, der Selbstmorde, der Entwurzelung und Kriminalität gekennzeichnet. Ähnlich kontrastierend waren die Narrative über den Krieg, in dem von Anfang an Euphorie und Depression koexistierten.

Wenn in Teil I (S. 13–35) euphorische Zeugnisse aus den Februartagen – „springtime of freedom“ – dominieren, aber auch Gorkijs Ängste über das Fortwirken der dunklen Vergangenheit angesprochen werden (S. 37–38), beherrschen seit dem Sommer in der Publizistik Stimmen des Zweifels, wenn nicht gar der Verzweiflung das Feld (Teil II.3). Im Vordergrund steht der Verlust des Vertrauens in das „Volk“, das nun doch eher als eine Masse „auführerischer Sklaven“ gesehen wird. Manche Stimmen zogen daraus die Forderung nach einer „starken Macht“, mit der sich die „Herrschaft der Demokratie“ behaupten müsse (S. 84–87).

In Kapitel II.4 („Bürgerkrieg“) werden im zweiten Abschnitt vor allem Auszüge aus Zeitungen aller politischen Spektren präsentiert (S. 106–113).

Teil III entspricht am ehesten dem eingangs genannten Anspruch auf die Wiedergabe von Erfahrungen, sortiert nach Orten und Menschengruppen. Der erste Abschnitt (III.5) nimmt die Straße vor 1914 in den Blick, ihre häufige Dämonisierung als Ort der „Masse“, des Konsums, des Verbrechens und der Prostitution (S. 103–137). Dann geht es um die Straße zur Zeit der Revolution, um das Schlangestehen, die Demonstrationen, um den Ort des ausgelebten „Klasseninstinkts“ und der Straßenjustiz (S. 138–147), und schließlich um die sowjetische Straße mit ihrem Chaos, den Gewalt- und Alkoholexzessen, der allgemeinen Brutalisierung des öffentlichen Lebens und um ihre Verwahrlosung (S. 148–159).

Abschnitt III.6 ist mit „Die Frauen in der Revolution auf dem Lande“ betitelt, enthält aber eine über das Dorfleben hinausgehende Beschreibung der Geschlechterverhältnisse vor allem, aber nicht nur auf dem Lande. Hier dominieren eher Beschreibung und Analyse, da Selbstzeugnisse

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

aus den Unterschichten und besonders der bäuerlichen Frauen selten verfügbar sind. Immerhin liefern Bittschriften und Beschwerden, oft wahrscheinlich von Schreibern verfasst, doch Einblicke in die Sorgen und Taktiken der aktivistischen Teile der Landbevölkerung. Es geht (S. 173–181) um die Arbeits- wie Unterordnungsverhältnisse und um die Kompetenzverteilung zwischen Männern und Frauen auf dem Dorf. Die Abschnitte „Rebellionen“ und „Revolution im Dorf“ (S. 181–188 resp. S. 195–205) drehen sich um die Landfrage und die Taktiken von Männern und vor allem von Frauen, sich das Land der Gutsherren, der Kirche und Kulaken anzueignen. Ein letzter Abschnitt (S. 205–215) liefert einen eher kursorischen Überblick über die Bauernaufstände während und nach dem Bürgerkrieg. Mit Blick auf die Geschlechterfrage lautet das Resümee des Verfassers: „This was a men’s revolution“ (S. 210). Die „baba“ sei auch in der kommunistischen Propaganda das Symbol für Rückständigkeit geblieben, obwohl sie durchaus ihren Anteil an der Revolution hatte.

Dazwischen geschoben ist der dritte Abschnitt „Kriegserfahrungen: Soldaten und Frauen“. Er stützt sich auf Bittschriften und Beschwerden und belegt die Art und Weise, wie Soldaten und ihre Ehefrauen ihre Forderungen mit ihrem Status als Väter und Mütter begründeten (S. 188–194).

In Teil III.7 „Das Imperium überwinden“ stellt Steinberg drei prominente Persönlichkeiten vor, die den revolutionären Prozess begrüßten, ihn aktiv beeinflussten, aber dennoch aus unterschiedlichen Gründen scheiterten. Am Beispiel des Mahmud Choja Behbudi (1874–1919) exemplifiziert er das Scheitern des Jadidismus, in seinem Fall nicht am Bolschewismus, sondern am konservativen Widerstand der Muslime Mittelasiens. Sein zweiter Held ist der ukrainische Aktivist Volodymyr Vynnyčenko (1880–1951), welcher der imperialen Strategie der Bolschewiki unterlag. Er deutete seine Niederlage und die der ukrainischen Revolutionäre als Folge des nicht überwundenen imperialen Bewusstseins der russischen Intelligenz. Und schließlich Isaak Babel (1894–1940). Er musste erleben, dass trotz allem bolschewistischen Internationalismus sich der Umgang mit den Juden im Shtetl kaum von dem Verhalten der offen antisemitischen Gegenrevolutionäre unterschied. In allen drei Fällen geht es um Persönlichkeiten, welche ihre eigenen Landsleute durchaus in den Prozess revolutionärer Transformation einbeziehen wollten, aber individuell scheiterten.

Das letzte Kapitel III.8 ist den „Utopisten“ gewidmet. Steinberg erkennt im Denken und Verhalten von Aleksandra Kollontaj (1872–1952), Leo Trotzki (1879–1940) und Vladimir Majakovskij (1893–1930) starke Elemente utopischen Denkens, obwohl sie sich – sicher mit Ausnahme Majakovskijs – als Denker und Akteure verstanden, deren Handeln auf rationalen Erkenntnissen von Geschichte und Gesellschaft basierten. In diesem utopischen Furor sieht der Autor offenbar die Dynamik der revolutionären Prozesse in Russland verankert, aber auch sein Scheitern an den realen Verhältnissen. Den Zusammenhang zwischen Utopie und Gewalt thematisiert Steinberg nicht. Stattdessen spricht er im Anschluss an Isaac Deutscher von der „unvollendeten Revolution“ („unfinished revolution“). Man wüsste gern, wie eine „vollendete Revolution“ aussehen könnte.

Mark Steinberg gehört wohl zur Minderheit jener Historiker (siehe auch: Daniel Orlovsky: *The Russian Revolution at 100. Four Voices*, in: *Slavic Review* 76 (2017), 3, S. 763–771, hier S. 766), die überzeugt sind, dass die Revolution ein nicht eingelöstes Versprechen und ein Vermächtnis hinterlassen habe. Im Falle Steinbergs mag es an der Auswahl der Erfahrungsgruppen liegen, bei denen es sich in den allermeisten Fällen um (wenn auch enttäuschte und scheiternde) Aktivisten oder Befürworter der Revolution handelt. Die Erfahrungen ihrer Gegner und Opfer bleiben in dieser

Darstellung eher marginal. Stellt sich die immer kontrovers beantwortete Frage, ob die Russische Revolution in Stalins Despotie nicht doch ihr logisches Ende fand.

DIETRICH BEYRAU

Tübingen

JGO 68, 2020/1, 150–151

Peter Ruggenthaler

**The Concept of Neutrality in Stalin's Foreign Policy, 1945–1953**

Transl. by Otmar Binder. Lanham, MD: Rowman & Littlefield, 2015. XXV, 413 S.

= Harvard Cold War Studies Book Series. ISBN: 978-1-4985-1745-4.

Für Stalin war Neutralität grundsätzlich ein negativ bewerteter Begriff. Dem lag die von Lenin übernommene Vorstellung zugrunde, dass die Weltgeschichte sich gesetzmäßig auf den Sozialismus – und das hieß: auf das System der Sowjetunion – hinbewege. Wer neutral sein wolle, bringe damit seinen Willen zum Ausdruck, sich diesem Trend zu entziehen, optiere für den Westen und habe folglich als Feind zu gelten. In dieser Sicht war Neutralität als eine auf den Kriegsfall bezogene Festlegung von geringer Bedeutung: Wenn der Gegensatz zwischen beiden Weltsystemen zuletzt zur bewaffneten Auseinandersetzung werde, hätten die Staaten ohnehin keine dritte Wahl mehr. Diese manichäische Betrachtungsweise wirkte sich konkret auf Stalins Vorgehen in den beiden europäischen Regionen aus, die, weil sich der Ost-West-Konflikt nicht auf sie fokussierte, zu neutraler Positionierung neigten und die Peter Ruggenthaler daher ins Zentrum seines Werkes rückt: Skandinavien und Österreich. Die Alpenrepublik lag zwar dem mitteleuropäischen Kerngebiet sehr nahe, wo sich das Schicksal des Kontinents entscheiden musste, doch ermöglichte ihre Randlage, dass Stalin, um sie von Deutschland zu trennen, ihr eine Vorzugsbehandlung angedeihen ließ, die auf Dauer die Ambitionen hinsichtlich eines erneuten Anschlusses unterband. Zu den gewährten Vorteilen gehörte insbesondere die Wahrung der staatlichen Integrität und Einheit – und das erforderte wegen der Vier-Mächte-Besetzung den Verzicht auf die Zuordnung zu einem der zwei Lager und zudem wegen der Präferenzen der Wählerinnen und Wähler eine prowestliche Orientierung im Innern. In Finnland akzeptierte Stalin, seinem prinzipiellen Konzept zuwider, aufgrund des überaus geschickten Vorgehens des Partners ebenfalls eine Art Neutralität. Diese durfte freilich in beiden Fällen nicht so heißen und war jeweils im sowjetischen Interesse erheblich eingeschränkt. Die Kehrseite der Medaille war, dass Norwegen und Dänemark wegen des Scheiterns des Plans einer neutralen Nordischen Union sich 1949 zur Mitgliedschaft im Nordatlantikpakt bereit fanden.

Das beherrschende Motiv von Stalins Europa-Politik war, Deutschland so weit und so lange wie möglich an der Wiedergewinnung militärischer und politischer Stärke zu hindern. Das hatte einen defensiven und einen offensiven Aspekt. Deutschland sollte nie wieder in der Lage sein, die Sicherheit der UdSSR zu bedrohen, und es sollte als geostrategische Mitte des Kontinents auf längere Sicht die Expansion der Sowjetmacht nach Westen ermöglichen. Daher durfte dort noch weniger als anderswo irgendwie ernstlich von Neutralität die Rede sein. Die territoriale Amputa-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021



tion Deutschlands durch die – einseitig vorgenommene – Übergabe der Ostgebiete bis zur unteren Oder und westlichen Neiße an Polen wurde ergänzt durch die systematische Sowjetisierung der besetzten Ostzone, was freilich – wie in Osteuropa – jeweils mit scheindemokratischen, in Wirklichkeit auf kommunistische Systemtransformation abzielenden Maßnahmen verschleiert wurde. Dabei setzte Stalin voraus, dass sich die USA gemäß den Äußerungen Roosevelts in Jalta so wie 1919 über den Atlantik zurückziehen würden, so dass die UdSSR in Europa dann nicht mehr mit potentem Widerstand zu rechnen hätte. Er überspannte den Bogen: In Washington erkannte man – etwa infolge Stalins Ablehnung von Byrnes' Vorschlag, die Okkupation Deutschlands aufzuheben und es dafür 25 oder 40 Jahre lang einer Entmilitarisierung zu unterwerfen, – die expansive Ausrichtung der sowjetischen Politik und reagierte schließlich mit dem Marshall-Plan. Diesen fasste Stalin als politische Kriegserklärung auf und setzte damit eine Entwicklung in Gang, die zu direkter militärischer Frontbildung führte. Angesichts dessen ging es, wie Ruggenthaler im Detail nachweist, bei der Offerte eines neutralen Deutschlands am 10. März 1952 um Propaganda: Stalin wollte, einer Anregung Ulbrichts folgend, mit der erwarteten Ablehnung des Westens die Öffentlichkeit vor allem zur Unterstützung für die Einbeziehung der DDR in die östliche Aufrüstung veranlassen. Zur gleichen Zeit ging er Verhandlungen über einen Vertragsentwurf aus dem Wege, in dem die Westmächte ein neutrales Österreich vorschlugen.

Ruggenthaler konnte für die hier publizierten Forschungen in großem Umfang sowjetische Akten benutzen, die bis dahin verschlossen waren. Der Zugang war zwar nicht unbeschränkt, erlaubt aber ein hinreichend sicheres Urteil über viele bislang wenig klare Vorgänge und Zusammenhänge. Auf diese Weise enthält das Buch eine hervorragende Darstellung etwa der das weitere Verhältnis Finnlands zur UdSSR entscheidenden Verhandlungen von 1948, in denen Juho Kusti Paasiviki durch geschicktes Vorgehen immerhin die staatliche Eigenständigkeit und die demokratische Ordnung seines Landes retten konnte. Auch die Überlegungen Stalins, die ihn im Falle Österreichs zu einer ihm sonst völlig fremden Respektierung fremden autochthonen Willens veranlassten, werden klar und überzeugend dargelegt. Über die Abhängigkeit vom Kreml, in die sich die kommunistischen Parteien Dänemarks, Norwegens und Schwedens begaben, finden sich erstmals konkrete, auf Moskauer Quellen beruhende Informationen. Peter Ruggenthaler, inzwischen stellvertretender Direktor des renommierten Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgenforschung in Graz, schreibt allgemeinverständlich und flüssig; umfangreiche Quellenangaben und ein ausführliches Literaturverzeichnis ermöglichen eine genaue Nachprüfung der Fakten und Urteile. Insgesamt ist das Buch unentbehrlich für jeden, der Stalins Perspektive in die Betrachtung der internationalen Entwicklungen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg einbeziehen will.

GERHARD WETTIG

Kommen



This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

JGO 68, 2020/1, 152–153

Christoph Kienemann

**Der koloniale Blick gen Osten. Osteuropa im Diskurs des Deutschen Kaiserreiches von 1871**

Paderborn: Schöningh, 2018. 310 S., 10 Abb., 1 Tab., 6 Ktn. ISBN: 978-3-506-78868-9.

Bereits 2004 stellte der britische Historiker David Blackbourn Überlegungen an, inwiefern die eigentlichen deutschen Gegenstücke zu französischen und britischen Kolonien nicht Kamerun oder Deutsch-Südwest gewesen seien, sondern Mitteleuropa. Seither haben zahlreiche Untersuchungen über koloniale Ambitionen in Ost-, Mittel- und Südosteuropa Blackbourns Idee aufgegriffen, erweitert und empirisch vertieft. Hervorzuheben wären hier unter anderem die Studien von Vejas Gabriel Liulevicius (2002), Izabela Surynt (2004), Gregor Thum (2006), Robert L. Nelson (2009) und Kristin Kopp (2012). In diesem Forschungskontext verortet sich die 2016 an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg eingereichte Dissertation von Christoph Kienemann. Der Autor setzt es sich zum Ziel, anhand zeitgenössischer wissenschaftlicher Fachpublikationen zu zeigen, dass Osteuropa während des Kaiserreiches ein Sehnsuchtsort kolonialistischer Phantasien war. Fünf Leitlinien sollen dabei im Mittelpunkt stehen: „Kann der Osteuropadiskurs des Kaiserreiches als ein kolonialer Diskurs interpretiert werden? Welche Rolle spielt dieser Diskurs für die nationale Identität der Deutschen? Aus welchen Elementen besteht der koloniale Osteuropadiskurs? In welchem Zusammenhang steht der Osteuropadiskurs zu den globalen Überseediskursen? Welchen Einfluss nimmt der Diskurs auf die politischen Entscheidungen im Kaiserreich?“ (S. 11). Faktisch konzentriert sich die Studie allerdings auf den Nachweis „einer kolonialen Identitätskonstruktion in Bezug auf Osteuropa“. Sie fühlt sich methodisch der historischen Diskursanalyse sowie der Stereotypenforschung verpflichtet und will diese Zugriffe durch „Ansätze aus dem Umfeld der post-colonial studies“ sowie durch die „Analyse von Raumkonstruktionen“ (S. 9) ergänzt wissen. Angesichts der vorliegenden Forschungsliteratur kann die Gesamtarchitektur der Dissertation nicht so recht überzeugen. In Fachkreisen herrscht doch jenseits der weiterhin kontroversen Frage, wie man es mit dem kollektiven Identitätsbegriff hält, weitgehend Einigkeit darüber, dass der Osteuropadiskurs während des Kaiserreiches von kolonialen Deutungsmustern geprägt war. In welcher Hinsicht geht die Studie also über das hinaus, was die historische Forschung schon seit vielen Jahren weiß?

Nach einer soliden Einleitung und den recht langatmig geratenen methodischen Überlegungen umfasst das dritte Kapitel die eigentliche empirische Analyse. Neben den vorherrschenden Raumbildern in den ausgewerteten Fachpublikationen widmet sich der Autor den Konstruktionsprinzipien einer vermeintlich rückständigen osteuropäischen Kultur und untersucht zudem die in den Quellen erkennbare Wahrnehmung staatlicher und ökonomischer Ordnungsbildung in Osteuropa. Kaum überraschend findet er zu diesen Themen wie auch in den von völkischen Stereotypen geleiteten Betrachtungen über die in Osteuropa lebenden Bevölkerungen zahlreiche koloniale Deutungsmuster, unter anderem die mit gewissen Handlungsaufforderungen aufgeladene Vorstellung vom „leeren Raum“ sowie eine an hierarchisierten Kulturstufen orientierte Rechtfertigung einer deutschen Zivilisierungsmission im Osten. Die ideologische Verklammerung von binneneuropäischem und überseeischem Kolonialdiskurs ist aber weder neu noch strittig, ergiebiger wäre es gewesen, anhand des zweifellos interessanten empirischen Materials detaillierter nach den Unter-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

schieden zu fragen. Gleichzeitig verliert Kienemann durchaus vorhandene gegenläufige Beschreibungen des vermeintlich unzivilisierten Ostens aus dem Blick.

Während das vierte Kapitel unter dem Stichwort „Techniken des Othering“ (S. 236) auf wenigen Seiten eine Zusammenfassung der Materialsichtung liefert und dabei vor allem an die Forschungen von Gregor Thum anknüpft, greift der Autor im fünften Kapitel „Perspektiven und Ausblicke“ die in der historischen Forschung kontrovers diskutierten Kontinuitätsthese auf. Kienemann bestätigt auf der Grundlage seiner Quellenarbeit die einschlägigen Forschungen über den während des Ersten Weltkrieges errichteten Militärstaat „Ober Ost“, sieht darüber hinaus aber auch weitreichende Kontinuitäten zwischen dem kolonialen Osteuropadiskurs des Kaiserreiches und der nationalsozialistischen Eroberungs- und Vernichtungspolitik während des Zweiten Weltkrieges. Die Verwandlung des osteuropäischen Möglichkeitsraums in einen „konkreten politischen Betätigungsraum“ (S. 247) ist für den Ersten Weltkrieg bereits eingehend untersucht worden, so dass Kienemann hier wie auch an anderen Stellen auf bereits vorliegende Forschungsergebnisse zurückgreift. Mit seiner eher reproduzierenden Argumentation zu den Kontinuitäten zwischen kolonialer Herrschaftspraxis und nationalsozialistischer Besatzungs- und Vernichtungspolitik gelingt es dem Autor indes nicht, der Forschungskontroverse neue Impulse zu geben. Dass der Nationalsozialismus „gewisse Kontinuitäten“ (S. 265) zum überseeischen Kolonialdiskurs aufweist, steht außer Frage. Das Spezifische am Holocaust als staatlich organisierter und systematisch realisierter Völkermord war indes weniger die „extreme Weiterentwicklung kolonialer Denkmuster“ (S. 265), sondern die Totalität eines Zerstörungs- und Neuordnungsprogramms, das die eroberten Räume nach völkisch-rassischen Kriterien zu entleeren und anschließend durch Neubesiedlung zu homogenisieren suchte. Völkermord gehörte zu den entscheidenden Instrumentarien der sogenannten „Umvolkung“ im Osten, die Ermordung der europäischen Juden und anderer Verfolgtengruppen war somit nicht nur Folge, sondern Zweck und Ziel einer am rassistisch homogenen Großraum dimensionierten Herrschaftsvision. Darin lag der signifikante Unterschied zur überseeischen kolonialen Landnahme, die zweifelsohne auch genozidale Verbrechen der europäischen Kolonialmächte implizierte, ordnungs- und bevölkerungspolitisch hingegen Heterogenität als Strukturprinzip voraussetzte. Bereits an diesem einen Aspekt zeigt sich, wie kompliziert hier die Dinge liegen. Das Buch wird diesen diskursiven Herausforderungen kaum gerecht und kann die eigene empirische Arbeit mit der skizzierten Forschungsdebatte nicht überzeugend verklammern. Eine konsequent und ausschließlich am Quellenmaterial gearbeitete Studie wäre hier allemal die bessere Option gewesen.

ULRIKE JUREIT  
Hamburg



JGO 68, 2020/1, 154–155

Philipp Bürger

**Geschichte im Dienst für das Vaterland. Traditionen und Ziele der russländischen Geschichtspolitik seit 2000**

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2018. 341 S. = Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, 11. ISBN: 978-3-525-37067-4.

Russisch-estnische Verstimmungen über den Umgang mit dem sogenannten Bronze-Soldaten von Tallinn, die Auseinandersetzungen um das Gulag-Museum Perm-36, die Aufregung des kulturpolitischen Establishments über die Demythologisierung der Panfilovcy-Helden des Zweiten Weltkriegs und wiederholte offizielle Drohungen gegen vermeintliche „Geschichtsfälscher“ haben in den vergangenen Jahren immer wieder schlaglichtartig Relevanz und Zerrissenheit der erinnerungskulturellen und -politischen Landschaft in Russland unter Putin beleuchtet. Vor diesem Hintergrund ist eine nüchterne, detaillierte Aufarbeitung des gesamten Sektors nur zu begrüßen. Die Studie von Philipp Bürger stellt hierbei Motivationen und Instrumente der Geschichtspolitik von oben in den Mittelpunkt. Die Beschränkung ist nachvollziehbar, aber dennoch bedauerlich: Es wäre äußerst aufschlussreich, die mitunter drögen bürokratischen Konzepte und Maßnahmenkataloge mit tatsächlichen Umsetzungen sowie gesellschaftlichen Adaptionen, Herausforderungen und möglichen Verfremdungen abzugleichen. Dies würde zugleich ermöglichen, die inhaltliche und performatorische Lern- und Reaktionsfähigkeit der staatlichen Geschichtspolitik umfassend zur Debatte zu stellen. Erst dann ließen sich die geschichtspolitischen Wandlungen ab 2000 im Geflecht von tagespolitischer Instrumentalisierung, Grundzielen in Außen-, Innen- und Gesellschaftspolitik sowie traditionellen Formen und Entwicklungen sowjetisch-russischer Erinnerungskulturen abschließend verorten. Nicht zuletzt der Schulbuchsektor zeigt, dass geschichtspolitische Ambitionen der Putin-Administration nicht eins zu eins realisiert werden. Hier stoßen politische Vorstellungen bis heute an wissenschaftliche und marktwirtschaftliche Grenzen (S. 123–191). Zugleich könnte man sich in dem Zugriff „von oben“ eine detailliertere Auffächerung der Akteure vorstellen. So erwiesen sich Ansichten von Kulturminister Vladimir Medinskij etwa im Kontext der Panfilovcy-Debatten als aggressiver als die anderer Vertreter.

Nach einer genauen Klärung seines begrifflichen Instrumentariums konzentriert sich der Autor auf drei Großbereiche, um die Geschichtspolitik zu erfassen. Dabei fußen seine Aussagen auf einer beeindruckenden Vielfalt von Quellen, darunter Rechtstexte, Pressemeldungen, Schulbücher, TV-Sendungen und Kinofilme. Interne Dokumente konnte der Autor erwartungsgemäß in aller Regel nicht heranziehen.

Den Anfang macht eine umfassende Analyse der Patriotischen Programme zur Erziehung der Bürger, die „verschiedene Bereiche von Geschichtspolitik bündeln und strukturieren“ (S. 24). Der Autor verbindet sie mit eingehenden Analysen des Feiertagskalenders, der Veteranenparaden, der Kooperationen mit nicht-staatlichen Akteuren sowie der Nutzung neuer medialer Möglichkeiten. Auf diese Weise werden staatliche Orchestrierung, gesellschaftliche Freiräume sowie politisch-gesellschaftliche Symbiosen deutlich. Hierbei ist besonders interessant, dass sich offiziell-staatliche Geschichtsinterpretationen und Positionen von denen staatlich geförderter und vernetzter Akteure wie die „Nachtwölfe“ durchaus unterscheiden können. Der radikale Chauvinismus dieses Rocker-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

klubs geht häufig über das offizielle Narrativ hinaus, ohne dass der Kreml dies zum Anlass nähme, seine Geschichtsbilder gegen diese Form und Richtung abweichender Darstellungen mit seinen Mitteln durchzusetzen (S. 109–111). Bei einzelnen, zugespitzt ausgedrückt, Linksabweichungen ist man da mitunter weniger zimperlich. Hier stehen gerade seit 2014 neue Strafvorschriften bereit. Eine breite Anwendung kann der Autor jedoch nicht feststellen (S. 297–298).

Bereits die Debatte der „Tage des militärischen Ruhmes“ und der Paraden weist darauf hin, dass es in der neueren Geschichtspolitik keineswegs nur um eine offiziell erwünschte Interpretation des Zweiten Weltkriegs oder der Sowjetunion geht. Die „Kiever Rus“, die „Zeit der Wirren“, die Bedeutung Ivan Grosnyjs, das vor- und nachpetrinische Verhältnis zur Ukraine, Entwicklungsunterschiede des zarischen Russlands im Vergleich zu Westeuropa, aber auch die 1990er Jahre verdienen in Moskau Augen ebenfalls besondere Beachtung. Die detaillierte Beschreibung der geschichtspolitischen Abschnitte der Präsidentenreden zu zentralen Anlässen unterstreichen diese Tiefendimensionen.

Die hier skizzierte analytische Aufspaltung des Zugriffs ist überzeugend. Vielleicht hätte man sie für die endgültige Darstellung der Geschichtspolitik jedoch wieder in einer Gesamtchronologie und -interpretation zusammenführen sollen. Diese Frage stellt sich gerade bei der Lektüre der Einzelabschnitte über Reden zum 9. Mai, Reden vor der Föderalversammlung und Reden zum Tag des Vaterlandsverteidigers. Letztlich gehen sie trotz eigener Akzente doch in einem Gesamtnarrativ öffentlicher Auftritte auf (S. 193–268). Zu diesem geschichtspolitischen Gesamtbild gehört im Übrigen, dass das Opfergedenken „nicht im Zentrum russländischer Erinnerungspolitik“ steht (S. 268).

Insgesamt liefert der Autor zahlreiche wichtige Beobachtungen zur Entwicklung und Ausformung staatlicher Geschichtspolitik. Dazu gehören Auffälligkeiten in der Finanzierung geschichtspolitischer Unternehmungen. Hohe Anteile des Verteidigungsministeriums am entsprechenden Budget sowie wachsende Anteile für offizielle Jugend- und Medienagenturen spiegeln Stoßrichtungen und Instrumentarien der Politik wider (S. 46–49). Die Gesamtpakete setzen darauf, Staat und Macht zu legitimieren und zu stärken. Der Fokus auf einen zeitenübergreifenden „militärischen Ruhm“ erscheint den Geschichtspolitikern als erfolgversprechendes Mittel, diese Ziele zu erreichen (S. 50–74). Auf dieser Basis bleiben geschichtspolitische Aussagen durchaus flexibel, wenn sie zwischen nationalen und internationalen Adressaten unterscheiden und sich an Veränderungen in der internationalen und nationalen Atmosphäre und Gesamtkonstellation anpassen. Diese Charakteristika lassen sich in die Zeit vor Putin zurückverfolgen. Die Studie zeigt, dass die Geschichtspolitik von Boris El'cyn und Putin durch weniger scharfe Zäsuren voneinander getrennt ist, als vielfach angenommen. Bürger identifiziert die Mitte der 1990er Jahre, als der Tschetschenien-Krieg die russische Regierung diskreditierte, die Abwahl von El'cyn drohte und sich russisch-westliche Gegensätze bemerkbarer machten, als „Katalysator für den Einsatz der Geschichte“. Kernelemente dieser Zeit wurden später „Eckpunkte“ der Geschichtspolitik unter Putin (S. 303). Das Zusammenspiel von gesellschaftlichem Gegenwind und internationaler Spannung führte ab 2012 zu einer Verschärfung der geschichtspolitischen Aussagen, die auf Stärke, Einzigartigkeit und Zusammenhalt gegen Außen abhoben, ohne sie als Themen neu zu erfinden. Es bleibt weiteren Forschungen überlassen, Resonanz und Tiefenwirkung der geschichtspolitischen Bemühungen ab 2000 genau zu vermessen. Der mögliche Erfolg dieser Geschichtspolitik liegt auch darin begründet, dass sie keine radikalen Brüche mit traditionellen Bildern und Interpretationen verordnet.

ANDREAS HILGER

Moskau

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

JGO 68, 2020/1, 156–157

Monika Heinemann

**Krieg und Kriegserinnerung im Museum. Der Zweite Weltkrieg in polnischen historischen Ausstellungen seit den 1980er-Jahren**

Göttingen: Vandenhoeck &amp; Ruprecht, 2017. 550 S., 53 Abb. = Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, 5. ISBN: 978-3-525-30091-6.

Museen wirken als Vermittler zwischen Wissenschaft und einer breiteren Öffentlichkeit. Sie spiegeln neue Erkenntnisse wider und stellen sich zugleich den Erwartungen des Publikums, das sie anlocken wollen. Dafür wiederum müssen sie auch dem Zeitgeist huldigen, eine Auswahl treffen, das eine hervorheben und das andere weglassen.

Medien und Erzeugnisse von Erinnerungskultur in Gestalt von musealen Ausstellungen zu analysieren hat sich Monika Heinemann in ihrer kulturwissenschaftlichen Studie zur Aufgabe gemacht. Als Beispiel dient ihr die polnische Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in historischen Dauerausstellungen, die zwischen 1980 und dem Jahr 2010 gezeigt wurden. Es geht darum, „wie sich die musealen Darstellungen [...] inhaltlich, methodisch und ästhetisch entwickelt haben“ und insbesondere „Aufschlüsse zu gewinnen über die Wandlungen und Kontinuitäten polnischer historischer Selbstbilder“ über den politischen Umbruch von 1989 hinaus (S. 17). Berücksichtigt werden hierbei die Stadtmuseen von Warschau, Krakau, Łódź, Lublin und Breslau sowie an ausgewählten Orten der nationalsozialistischen Verfolgungspraxis eingerichtete Ausstellungen: im Warschauer Jüdischen Historischen Institut und im Gefängnismuseum Pawiak und in zwei „Martyrologiemuseen“ (in Łódź-Radogoszcz und in Lublin). Ist somit die für die polnische museale Weltkriegserinnerung typische Mischung aus Museum und Gedenkstätte vertreten, werden Stätten des Gedenkens, die an Orten von Konzentrations- und Vernichtungslagern eingerichtet wurden, nicht einbezogen. Hinzu kommen jedoch die in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten neugeschaffenen und zahlreiche Besucher anziehenden Schauen in der Krakauer ehemaligen Email-Waren-Fabrik von Oskar Schindler und im Museum des Warschauer Aufstands. Letztere hatten jährlich über eine halbe Million, die kleinsten Einrichtungen dagegen nur einige Tausend Besucher. Als Quellen für heute nicht mehr zugängliche Schauen konnte Heinemann Unterlagen nutzen, die seinerzeit für die Zensur verfasst wurden, darunter Rezensionen, fotografische Dokumentationen und andere interne Materialien, die bislang nur zum Teil an Archive abgegeben worden sind. Daher war die Verfasserin auch auf den guten Willen der Museumsverantwortlichen vor Ort angewiesen, welche die Nachforschungen mit Auskünften und durch Interviews unterstützten. Die zeitgenössischen Ausstellungen unterzog die Autorin mithilfe des aus der Ethnologie entlehnten Ansatzes der „dichten Beschreibung“ (Clifford Geertz) einer kritischen Gesamtschau.

In Teil 1 wendet sich Heinemann den traditionellen Feindbildern – der Abgrenzung nach außen – zu. Demnach sind die Darstellungsweisen in Bezug auf „die Deutschen“ von etablierten Kontinuitäten geprägt, während das museale Bild der Sowjetunion dem national-martyrologischen Geschichtsbild erst dienstbar gemacht wurde. Teil 2 hat die Darstellung der Judenverfolgung zum Thema, die aus polnischer Sicht mit der Abgrenzung nach innen verbunden ist. Wie die Verfasserin zeigen kann, erscheint sie in den Museumsschauen nach wie vor randständig; sie ist zugleich von der Überzeugung geprägt, dass die Verfolgung der polnischen Juden nicht zur eigenen Nationalgeschichte gehöre,

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021



sondern eine „fremde“ Geschichte sei. In einem Exkurs macht die Verfasserin aber deutlich, dass die jüdische Geschichte Polens in publikumswirksamen Sonderausstellungen aufgegriffen wurde, die in verschiedenen Städten Polens zu sehen waren, und es gab die Dauerausstellung im Jüdischen Historischen Institut, die in Polen bis zum Jahr 2010 „als einzige [...] einen umfassenden Einblick in die Geschichte des Warschauer Ghettos aus der Binnenperspektive seiner Bewohner“ bot (S. 205).

Kritisch betrachtet Heinemann die in Łódź unternommenen Bemühungen um eine Musealisierung des Gettos Litzmannstadt im Rahmen einer (geschönten) multiethnischen Stadtgeschichte, in der neben Polen auch Juden, Deutsche und Russen Platz finden sollen. Der Krakauer Versuch, in der früheren Schindler-Fabrik eine integrative Stadtgeschichte zu entwerfen, wird für ihren reflektierten Umgang und ihre „innovative Konzeption“ gelobt (S. 267) – und „weil sie die traditionelle Trennung der Besatzungsgeschichten [für Polen und Juden] überwindet und zu einer gemeinsamen Erzählung zusammenführt“ (S. 270).

In Teil 3 wendet sich die Verfasserin dem Wandel im polnischen musealen Selbstbild zu. Demnach standen die achtziger Jahre im Zeichen einer martyrologischen Sinnstiftung. Nachfolgende Änderungen schlossen gewissermaßen daran an und „betrafen die Inklusion religiöser Symboliken und Themen“ (S. 296). Zudem wurden nun die polnischen Opfer sowjetischer Verbrechen einbezogen, insbesondere jener an der Heimatarmee (*Armia Krajowa*). Die Widerstandsleistung ausgewählter Einzelpersonen wurde und wird als erinnerungs- und bewunderungswürdig hervorgehoben; das Leben des Großteils der polnischen Bevölkerung unter der Okkupation und ihr grauer Alltag interessiert(e) die Ausstellungsmacher wenig. So ist die Rückschau auf den Krieg weiterhin von simplifizierenden Held(inn)enbildern und einer an christliche Symbolik anschließenden Leidensverherrlichung geprägt, der eine Hierarchisierung des Kriegstodes unterliegt (S. 322).

In einem Ausblick greift Heinemann neue Impulse für die Musealisierung des Zweiten Weltkriegs auf, die mittlerweile durch das verdienstvolle „Museum der Geschichte der polnischen Juden“ (POLIN) viele Besucher erreichen. POLIN unterscheidet sich von den herkömmlichen Schauen dadurch, dass nicht die bekannten Persönlichkeiten im Mittelpunkt stehen, sondern die gesamte jüdische Bevölkerung in den Blick genommen wird. Aber auch hier hat man sich angesichts der enormen politischen Bedeutung zeitgeschichtlicher Präsentationen dazu entschieden, die Entwicklung des polnisch-jüdischen Verhältnisses in der Zweiten Polnischen Republik und unter den Besatzungsregimen nicht eingehender zu thematisieren. Das 2017 in Danzig eröffnete „Museum des Zweiten Weltkriegs“ macht vor allem durch den politischen Streit über dessen inhaltliche Ausrichtung von sich reden.

Im Ergebnis stellt die Verfasserin fest, dass es alternative Perspektiven auf das überkommene Feindbild bis 2010 nur in der neugeschaffenen Schau in Krakau gegeben habe. Mit Blick auf das polnisch-jüdische Verhältnis sei „der Topos der Gleichwertigkeit der Verfolgung und Vernichtung von Polen und Juden“ aus den musealen Präsentationen zwar „verschwunden“ (S. 213). Doch liege sämtlichen betrachteten „Dauerausstellungen zu den Jahren 1939 bis 1945 [...] ein ethnisches Nationsverständnis zugrunde, das auf gemeinsame Abstammung, Kultur und Religion rekurriert“ (S. 214). Insgesamt bietet die in vieler Hinsicht Neuland betretende Studie wichtige Einsichten und Hintergrundinformationen, die es ermöglichen, die gegenwärtigen geschichtspolitischen Auseinandersetzungen jenseits der Oder besser einzuordnen.

KLAUS-PETER FRIEDRICH  
Marburg/Lahn

JGO 68, 2020/1, 158–160

Ekaterina Makhotina

## **Erinnerungen an den Krieg – Krieg der Erinnerungen.**

### **Litauen und der Zweite Weltkrieg**

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016. 478 S., 22 Abb. = Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, 4. ISBN: 978-3-525-30090-9.

Ekaterina Makhotina ist in ihrer Abhandlung dem theoretischen Konzept der Erinnerungskulturen verpflichtet, also den verschiedenen Formen, wie Individuen, soziale Gruppen und politische Kollektive mit der Vergangenheit umgehen. Die Autorin stützt sich dabei vorwiegend auf die (erstmalige) Auswertung von Archivquellen, aber auch auf mündliche Interviews, die sie für die Entwicklungen der Zeit nach 1990 mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen geführt hat. Als Medien, in denen sich die verschiedenen Erinnerungskulturen im Umgang mit dem Zweiten Weltkrieg in Litauen manifestieren, hat sie Museen, Kriegsdenkmäler und Praktiken des Gedenkens gewählt.

Das erste von sieben Kapiteln beschreibt den größeren Rahmen, in dem sich die sowjetlitauische Kultur- und Geschichtspolitik entwickelte, vor allem mit Fokus auf den Zweiten Weltkrieg. Bereits während des Kriegs begann die ideologische Verortung der Ereignisse, wobei typisch sowjetische Fortschrittsideologeme zugunsten der Betonung eines jahrhundertelangen Kampfes gegen die deutschen Kreuzritter im Hintergrund blieben. Die neue litauische Führung legitimierte ihre Herrschaft nach dem Krieg insbesondere mit der Rückgewinnung von Vilnius als Hauptstadt Litauens, und indem sie sich als Verteidigerin der nationalen Interessen des litauischen Staates inszenierte. Selbst Elemente (vermeintlich) national-litauischer Folklore wie Sängereisen wurden in den sozialistischen Festtagskalender eingebunden, um Sowjetisches und Nationales zu verbinden. Noch in den fünfziger Jahren stieß dabei auf dem Land die Propaganda marxistisch-leninistischer Werte auf ablehnende Gleichgültigkeit oder passiven Widerstand. Ansonsten bewegte sich das ideologische Narrativ in Litauen im Gleichschritt mit jenem der sowjetischen Zentrale. Die Kollaboration von Teilen der litauischen Bevölkerung mit den deutschen Besatzern und die besondere Opferrolle der Juden blieben dabei aus dem offiziellen Diskurs ausgeblendet.

Im zweiten Kapitel untersucht die Autorin anhand ausgewählter Beispiele, wie sich die zentral von Moskau aus gesteuerte Museumspolitik in Ausstellungs- und Denkmalprojekten zum Zweiten Weltkrieg manifestierte. Dank der dichten Beschreibung und feinsinnigen Analyse arbeitet sie drei charakteristische Elemente heraus. Erstens waren die Kriegsmuseen und -gedenkstätten durch die Auswahl und Präsentation der Objekte auf die Emotionalisierung der Besuchenden und eine Identifikation mit den Opfern ausgerichtet. Zweitens unterstrichen sie den Heroismus und Widerstand der Bevölkerung, wobei die Kategorie der jüdischen Opfer hinter die allgemeinere der sowjetischen zurücktrat. Schließlich war es spätestens seit den sechziger Jahren im Falle Litauens möglich, im Rahmen der Gedenkstätten eine „nationale“ Ästhetik zu pflegen. Diese knüpfte in Litauen mit der Formgebung an die Volkskunst der Kreuze und Schnitzereien in Holz an. Makhotina weist in ihren Ausführungen (S. 138–139) nach, dass bei der Gestaltung von Ausstellungen, die im unabhängigen Litauen nach 1990 entstanden, häufig auf NS-Propagandamaterial zurückgegriffen wurde, um die Gräueltaten der sowjetischen Besatzung 1940/41 zu illustrieren.

Die äußerst differenzierte Herangehensweise von Makhotina kommt im dritten Kapitel zu den jüdischen, (exil-)litauischen und sowjetischen Erinnerungskulturen zum Holocaust besonders eindrücklich zum Tragen. Die Autorin zeichnet nach, wie in den unmittelbaren Nachkriegsjahren spezifisch jüdische Erinnerungsmanifestationen, Museen und bescheidene Denkmäler eingeschlossen, noch möglich gewesen waren. Erst später mussten sie hinter einen Diskurs zurücktreten, der Helden und Opfer (aber auch litauische Täter) nicht mehr national unterschied. Das sowjetische Kriegsnarrativ, das die Völker der Sowjetunion in der Erinnerung an den Großen Vaterländischen Krieg verbinden und die sowjetische Leistung entsprechend überhöhen sollte, ließ keine Konkurrenz durch eine jüdische Perspektive zu. Es verhinderte allerdings auch eine kritische Auseinandersetzung mit der litauischen Mittäterschaft an der Judenvernichtung, indem es diese Verantwortung im Rahmen des Ost-West-Konfliktes instrumentalisierte und auf die Exil-Litauer im Westen abschob.

In den beiden nachfolgenden Kapiteln beleuchtet Makhotina die Formierung der national-litauischen Erinnerungskultur in den Jahren nach 1990. Hinsichtlich des Gedenkens an den Zweiten Weltkrieg entwickelte sich diese ähnlich ausgrenzend wie vor ihr die sowjetische – nur unter diametral entgegengesetzten Vorzeichen. Nun drängt sich – je nach parteipolitischer Konjunktur mit unterschiedlicher Dominanz – eine museale und denkmalpolitische Sichtweise in den Vordergrund, die sich selektiv auf die Opferrolle der litauischen Nation während des Krieges konzentrierte. Diese von staatlichen Instanzen und Opferverbänden wesentlich mitgeprägte Perspektive präsentiert(e) die jüngere Geschichte – der sowjetischen Darstellungsweise nicht unähnlich – mit (vermeintlich) authentischen persönlichen Zeugnissen sehr emotionalisierend und mit wenig kritischer Distanz. Sie bemüht(e) sich, das Dogma eines versuchten sowjetischen Genozids am litauischen Volk zu transportieren, und rückt(e) andere Fragen wie den Holocaust und die litauische Kollaboration in den Hintergrund. Die Autorin überzeugt in diesen Kapiteln mit einer anschaulichen Beschreibung und Analyse identitätsstiftender, repräsentativer Museumsausstellungen zu diesem Themenkreis.

Die beiden letzten Kapitel der Monographie behandeln zwei alternative Weltkriegs-Erinnerungskulturen der Zeit nach 1990: die jüdische und jene des neuerdings marginalisierten sowjetischen Partisanenkriegs. Makhotina spricht hier auch von einer eigentlichen „Gegen-Erinnerung“ zu der national-litauischen. Sie zeigt die erheblichen Konfliktpotentiale, aber auch die Möglichkeiten zu einem Brückenbau zwischen diesen beiden Erinnerungskulturen und der in einer exklusiven Opferperspektive gefangenen national-litauischen Perspektive auf. Vor dem Hintergrund der europäischen Integration Litauens, der Existenz eines internationalen Holocaust-Diskurses, dem sich Litauen nicht entziehen kann, aber auch aufgrund der positiven Anknüpfungsmöglichkeiten an eine jahrhundertelange jüdisch-litauische Koexistenz auf dem Gebiet des Großfürstentums Litauen und dank einer zunehmend kritischen litauischen Historiographie scheinen der national-litauische und der jüdische Erinnerungsdiskurs zum Zweiten Weltkrieg eher Aussicht auf eine Zusammenführung zu haben.

In diesen letzten Kapiteln greift Makhotina wie schon zuvor auf Interviews zurück und setzt das Mittel der dichten Beschreibung einzelner Museumsausstellungen und Erinnerungspraktiken ein. Die sieben Kapitel der Studie werden jeweils von einer Einleitung und einer Zusammenfassung umrahmt. Dieses Strukturmittel und die Sprache der Abhandlung, die sich durch wohlthuende inhaltliche Klarheit und Anschaulichkeit auszeichnet, erlauben eine rasche Orientierung und gezielte Vertiefung in den einzelnen Kapiteln. Makhotina gelingt es zudem, durch differenzierte

Auswertung der Archivquellen und die Einbindung visueller Zeugnisse, die feinen Unterschiede herauszuarbeiten, die Litauen von anderen Sowjetrepubliken unterschieden. Ihre teils ausführlichen Übersetzungen aus dem Litauischen erschließen sonst sprachlich nur Wenigen zugängliches Quellenmaterial für die weitere Forschung.

CHRISTOPHE VON WERDT

Bern

JGO 68, 2020/1, 160–161

Meike Wulf

**Shadowlands. Memory and History in Post-Soviet Estonia**

New York, Oxford: Berghahn, 2016. XI, 246 S., 1 Kte. 3 Tab., 3 Graph.

ISBN: 978-1-78533-073-5.

Man stelle sich vor, eine Historikerin mit rudimentären Deutschkenntnissen publiziert eine Monografie über Geschichte und Gedächtnis in Deutschland. Dabei ignoriert sie weitgehend die deutschsprachige Literatur sowie diejenige der letzten zehn Jahre, schaut nicht in die Medien, um historische Diskussionen nachzuvollziehen, und spickt ihren Text zur deutschen Geschichte und dem historischen Gedächtnis mit zahllosen Fehlern. Das alles trifft auf das Buch von Meike Wulf zu, nur, dass ihr Untersuchungsgegenstand Estland ist. Experten der baltischen bzw. estnischen Geschichte werden im Text kaum etwas Neues entdecken und sich über den nachlässigen Umgang mit dem Thema und die vielen Fehler ärgern. Wer sich erstmals mit Estland und dem historischen Gedächtnis des Landes beschäftigen möchte, wird leider viel zu oft falsch informiert. Weiterhin ist der Stil der Verfasserin nicht sehr lesefreundlich.

Der Titel lehnt sich offensichtlich an Timothy Snyders *Bloodlands* an. Grundlage der Arbeit ist eine Dissertation aus dem Jahr 2006, und offensichtlich hat es die Autorin nicht für nötig gehalten, die Literatur des Jahrzehnts bis zum Erscheinen ihrer Monografie intensiver zu rezipieren. In der 21-seitigen Bibliografie fand der Rezensent nur 18 estnische Titel, meist Schulbücher und so gut wie keine historischen Fachbücher. Weder wurden die drei historischen Fachzeitschriften des Landes, noch die Medien, Periodika für das gebildete Publikum oder populärwissenschaftliche Zeitschriften zur Geschichte herangezogen. Diese Arbeit über Geschichte und Gedächtnis in Estland verzichtet demzufolge auf die Auseinandersetzung mit der estnischsprachigen Diskussion. Kern des Werks sind 40 lebensgeschichtliche Interviews mit Historikern und Sozialwissenschaftlern Estlands und aus der estnischen Diaspora, die zumeist 2002–2003 geführt wurden. Die im Anhang angeführten Fragebögen zu den Interviews mit weit über 20 Fragen zeigen aber, dass es sich nicht um offene Interviews nach der Methode der *oral history*, sondern um das gesteuerte Abarbeiten eines Fragebogens handelte. Offensichtlich ähneln sich deshalb viele Stellungnahmen. Obwohl die Interviewpartner anonymisiert sind, lassen sie sich leicht von einem an baltischer Geschichte interessierten Leser identifizieren. Da die Befragung vom Anfang des Jahrtausends stammt, wäre es sinnvoll gewesen, zumindest einzelne Personen später erneut zu interviewen. Das ist unterblieben.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

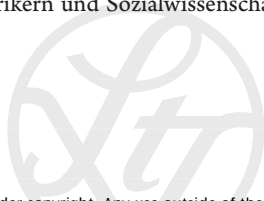
ben. Ebenso wenig wurde das Werk der Befragten untersucht, obwohl Wulf erforschen möchte, wie deren Biografie ihre Interpretation der historischen Realität und ihr berufliches Selbstverständnis beeinflussen (S. 7). Da sich die estnische Geschichtsschreibung seit der Jahrtausendwende stark gewandelt, modernisiert und internationalisiert hat und dies in geringerem Ausmaß auch für das Geschichtsbild der Bevölkerung gilt, kann dieses Buch schon beim Zeitpunkt des Erscheinens als veraltet gelten.

Das Buch strotzt von Fehlern. So sind die Angaben der Todesopfer und Deportierten des ersten sowjetischen Jahres, der deutschen Okkupation und des Nachkriegsstalinismus angeblich dem estnischen Weißbuch aus dem Jahr 2005 entnommen. Tatsächlich liegen Wulfs Zahlen um das 2,5- bis 4-fache über den Daten des Weißbuchs (S. 3). Hier drängt sich die Frage auf, ob sie es überhaupt in die Hand genommen hat. Wulf fabuliert von Bauernaufständen gegen die „grauen Barone“ seit dem Mittelalter bis 1905 (S. 39). Der Begriff „grauer Baron“ ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden und bezeichnet estnische Großbauern – von Aufständen gegen sie ist nichts bekannt. Die Bauernbefreiung am Anfang des 19. Jahrhunderts führte nicht zur Ausbildung einer estnischen Mittelschicht (S. 41), wie die Autorin behauptet, sondern erst die zweite Bauernreform in der Mitte des Jahrhunderts, die den Bauern den Landkauf ermöglichte. Die Zahl der Deutschbalten vor dem Zweiten Weltkrieg wird um mehr als das Vierfache überschätzt, und estnische Jugendliche waren auch nicht in der Hitlerjugend (beides S. 46). Es wurden 1949 keine 60 000 wohlhabenden Bauern deportiert, also Kulaken (S. 48), denn nach sechs Jahren Stalinismus und drei Jahren deutscher Herrschaft gab es keine wohlhabenden Bauern mehr. Die Kategorie „Kulake“ stellte nur die größte Gruppe der etwa 20 000 Deportierten, in der Mehrzahl Frauen und Kinder. Diese wenigen Beispiele sollen genügen, um zu belegen, dass die Autorin geringe Kenntnisse über ihren Forschungsgegenstand hat.

Die Arbeit ist in fünf Kapitel gegliedert, eine sehr knappe Einleitung steht ihnen voran. Im ersten, theoretischen Kapitel referiert Wulf längst Bekanntes über das kollektive Gedächtnis und die nationale Identität. Dem schließt ein historischer und fehlerbehafteter Überblick über die estnische Geschichte an. Die beiden Folgekapitel thematisieren die Interviews. Die Verfasserin gliedert die Historiker in vier Generationen auf. Aber bei der Analyse treten zahlreiche Fehler auf. So wurde Toivo Raun angeblich 1987 geboren, anstatt 1943 (S. 77), und die Säuberung des Jahres 1950 zielte nicht besonders auf Historiker (S. 72). Mart Laar hat das einflussreiche Werk *Heimatgeschichte* nicht allein und auch nicht als Politiker geschrieben, weiterhin handelte es sich um kein Schulbuch (S. 106, 108). Tatsächlich wurde dieses Buch teilweise schon zu Studienzeiten von Laar, Lauri Vahtre und Heiki Valk verfasst. Das fünfte Kapitel widmet sich den Streitfragen des 21. Jahrhunderts. Aber auch hier finden sich ausreichend Fehler, und die angesprochenen Themen sind allzu bekannt wie beispielsweise die Affäre um den bronzenen Soldaten 2007. Die Schlussfolgerungen bieten ebenfalls nichts Neues.

Dieses Buch liefert keine neuen Erkenntnisse, außer jemand interessiert sich für den Inhalt der Interviews mit estnischen Historikern und Sozialwissenschaftlern, aber selbst diese sind weniger ergiebig als erhofft.

OLAF MERTELSMANN  
Tartu



JGO 68, 2020/1, 162

Keya Thakur-Smolarek

### **Gegendarstellung zur Rezension von Piotr Szlanta:**

Keya Thakur-Smolarek: Der Erste Weltkrieg und die polnische Frage. Die Interpretationen des Kriegsgeschehens durch die zeitgenössischen polnischen Wortführer. Münster, Berlin, Wien [usw.]: LIT, 2014, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 65 (2017), S. 164–65.

1. Piotr Szlanta behauptet, dass man im Literaturverzeichnis Werke von Jerzy Pająk und Jan Lewandowski vermissen würde. Ich stelle fest: Aus Jerzy Pająk: *O rząd i armję. Centralny Komitet Narodowy (1915–1917)*. Kielce 2003, habe ich auf 15 Seiten drei Dokumente zitiert. Von Jan Lewandowski habe ich auf 14 Seiten eine Monographie (*Królestwo Polskie pod okupacją austriacką 1914–1918*. Warszawa 1980) sowie einen Aufsatz herangezogen (*Od pełnej niewoli do pełnej niepodległości. Przemiany postaw społeczeństwa Królestwa Polskiego w latach 1914–1918*, in: Ryszard Kołodziejczyk (Hg.): *Społeczeństwo polskie w dobie I wojny światowej i wojny polsko-bolszewickiej 1920 roku*. Kielce 2001, S. 77–83). Alle drei Werke sind in der Literaturliste aufgeführt.

2. Szlanta behauptet, dass der *Kurjer Warszawski* im Literaturverzeichnis fehlen würde. Ich stelle fest: Den *Kurjer Warszawski* findet man im Glossar und im Quellenverzeichnis. Er ist für die Zeit nach 1915 als Organ der Passivisten untersucht worden. Drei Ausgaben wurden auf acht Seiten herangezogen.

3. Szlanta behauptet, dass sich der Schlüssel nicht entziffern ließe, nach dem ich die Zitate dem Haupttext und den Anmerkungen zugeordnet hätte. Ich stelle fest: Die zitierten Schriftstücke bzw. Artikel sind durch die Angabe des jeweiligen Titels und der Signatur bzw. des Datums, der Nummer und Seite leicht aufzufinden.

KEYA THAKUR

Halle

*Außerdem wurden in recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als jgo.e-reviews 2019, 3 zu folgenden Büchern veröffentlicht:*

Felix Ackermann, Benjamin Cope, Miodrag Kuć: Mapping Vilnius. Transitions of Post-socialist Urban Spaces. (CHRISTOPHE VON WERDT)

Liliya Berezhnaya, Heidi Hein-Kircher: Rampart Nations. Bulwark Myths of East European Multiconfessional Societies in the Age of Nationalism. (SEBASTIAN RIMESTAD)

Nicholas B. Breyfogle: Eurasian Environments. Nature and Ecology in Imperial Russian and Soviet History. (ROBERT KINDLER)

Lili Chuwis Thau: Versuche zu überleben. Die Geschichte einer jüdischen Familie unter NS-Herrschaft in Lemberg und Galizien. (FRANK GOLCZEWSKI)



- Jonathan Daly: *Pillars of the Profession. The Correspondence of Richard Pipes and Marc Raeff.* (HANS HECKER)
- Claudia-Florentina Dobre, Cristian Emilian Ghiță: *Quest for a Suitable Past. Myths and Memory in Central and Eastern Europe.* (DARINA VOLF)
- Michael Epkenhans, Gerhard P. Groß, Markus Pöhlmann, Christian Stachelbeck: *Geheimdienst und Propaganda im Ersten Weltkrieg. Die Aufzeichnungen von Oberst Walter Nicolai 1914 bis 1918.* (JÜRGEN W. SCHMIDT)
- Lukás Fasora, Ewald Hiebl, Petr Popelka: *Generationen in der Geschichte des langen 20. Jahrhunderts. Methodisch-theoretische Reflexionen.* (NATALI STEGMANN)
- Tommaso Piffer, Vladislav Zubok: *Totalitarian Societies and Democratic Transition. Essays in memory of Victor Zaslavsky.* (GERHARD WETTIG)
- Stephan Flemmig, Norbert Kersken: *Akteure mittelalterlicher Außenpolitik. Das Beispiel Ostmitteleuropas.* (MAIKE SACH)
- Peter Hallama, Stephan Stach: *Gegengeschichte. Zweiter Weltkrieg und Holocaust im ostmitteleuropäischen Dissens.* (PAUL SRODECKI)
- Radu Ioanid: *Das Iași-Pogrom Juni–Juli 1941. Eine Fotodokumentation aus dem Holocaust in Rumänien.* (ARMIN HEINEN)
- Larysa Jakubova: „Russkij mir“ v Ukrajinі. Na kraju prirvy. (VIKTOR SCHNEIDER)
- Sergej V. Kudrjašov: *Sovetskaja armija. Gody reform i ispytanij. T. 1–2.* (PETER KAISER)
- Ulrich Mähler, Jörg Baberowski, Bernhard H. Beyerlein: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2018.* (JÖRN HAPPEL)
- Bálint Magyar: *Post-Communist Mafia State. The Case of Hungary.* (STEVEN JOBBITT)
- Madlena Mahling, Klaus Neitmann, Matthias Thumser: *Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch. Erste Abteilung. Bd. 13: 1472–1479.* (ANTI SELART)
- Andrej V. Matison: *Rossijskaja genealogija. Naučnyj al'manach. Vyp. 1–6.* (INGRID SCHIERLE)
- Elidor Mëhilli: *From Stalin to Mao. Albania and the Socialist World.* (MICHAEL SCHMIDT-NEKE)
- Catherine Merridale: *Lenins Zug. Die Reise in die Revolution.* (GEORG WURZER)
- Simo Mikkonen, Jari Parkkinen, Giles Scott-Smith: *Entangled East and West. Cultural Diplomacy and Artistic Interaction during the Cold War.* (JOSHUA A. SANBORN)
- Anna M. Mirkova: *Muslim Land, Christian Labor. Transforming Ottoman Imperial Subjects into Bulgarian National Citizens, 1878–1939.* (LUCIEN FRARY)
- Riccardo Nicolosi, Anne Hartmann: *Born to be Criminal. The Discourse on Criminality and the Practice of Punishment in Late Imperial Russia and Early Soviet Union. Interdisciplinary Approaches.* (LENA GAUTAM)
- Erin Elizabeth Redihan: *The Olympics and the Cold War, 1948–1968. Sport as Battleground in the U.S.-Soviet Rivalry.* (STEFAN WIEDERKEHR)
- Gabriella Schubert: *Was ist ein Ungar? Selbstverortung im Wandel der Zeiten.* (ZSOLT K. LENGYEL)
- Vahram Ter-Matevosyan: *Turkey, Kemalism and the Soviet Union. Problems of Modernization, Ideology and Interpretation.* (STEFAN PLAGGENBORG)
- Andrei P. Tsygankov: *Routledge Handbook of Russian Foreign Policy.* (ANDREAS HILGER)
- Ol'ga M. Verbickaja: *Sel'skaja sem'ja na etape social'no-ekonomičeskich transformacij 1985–2002 gg.* (STEPHAN MERL)

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021

Vadim V. Volobuev: Pol'sha v sovetskom bloke. Ot „ottepeli“ k krachu režima.

(OKSANA NAGORNAJA)

Börries Kuzmany, Rita Garstenauer: Aufnahmeland Österreich. Über den Umgang mit Massenflicht seit dem 18. Jahrhundert. (MARTIN ZÜCKERT)

*Außerdem wurden in recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als jgo.e-reviews 2019, 4 zu folgenden Büchern veröffentlicht:*

Sergej V. Alekseev: Praslavjane. Opyt istoriko-kul'turnoj rekonstrukcii. (ANTI SELART)

Bozena Choluj, Claudia Kraft: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 28 (2017) 1: Nach 1989. (NATALI STEGMANN)

Daniela Dvořáková: Barbara von Cilli – Die schwarze Königin (1392–1451). Die Lebensgeschichte einer ungarischen, römisch-deutschen und böhmischen Königin. (FRANZ MACHILEK)

Adam Dziurok, Piotr Madajczyk, Sebastian Rosenbaum: Die deutsche Minderheit in Polen und die kommunistischen Behörden 1945–1989. (MATTHIAS E. CICHON)

Barbara Alpern Engel, Janet Martin: Russia in World History. (LUTZ HÄFNER)

Aleksandr E. Epifanov: Organizacionnye i pravovye osnovy nakazanija gitlerovskich prestupnikov v SSSR 1941–1956. (DIETRICH BEYRAU)

Gregor Feindt: Auf der Suche nach politischer Gemeinschaft. Oppositionelles Denken zur Nation im ostmitteleuropäischen Samizdat 1976–1992. (PAUL SRODECKI)

Natalija Ganina, Klaus Klein, Catherine Squires, Jürgen Wolf: Deutsch-russische Kulturbeziehungen in Mittelalter und Neuzeit. Aus abendländischen Beständen in Russland. (INGE AUERBACH)

Jörg Ganzenmüller, Tatjana Tönsmeier: Vom Vorrücken des Staates in die Fläche. Ein europäisches Phänomen des langen 19. Jahrhunderts. (GUIDO HAUSMANN)

Natasha Gordinsky: „Ein elend-schönes Land“. Gattung und Gedächtnis in Lea Goldbergs hebräischer Literatur. (ANNA-DOROTHEA LUDEWIG)

Julia Herzberg, Christian Kehrt, Franziska Torma: Ice and Snow in the Cold War. Histories of Extreme Climatic Environments. (ANDY BRUNO)

Nataliia Ivanusa: Frauen im sächsisch-magdeburgischen Recht. Die Rechtspraxis in kleinpolnischen Städten im 16. Jahrhundert. (ADRIANA ŠVECŮVÁ)

Klemens Kaps: Ungleiche Entwicklung in Zentraleuropa. Galizien zwischen überregionaler Verflechtung und imperialer Politik (1772–1914). (FRANK ROCHOW)

Stefan Karner, Alexander Tschubarjan: Österreich – Russland. Stationen gemeinsamer Geschichte. (GERHARD WETTIG)

Sergueï Karp: Catherine II de Russie – Friedrich Melchior Grimm. Une correspondance privée, artistique et politique au siècle des Lumières. T. 1: 1764–1778. (MICHAEL SCHIPPAN)

Sergej Ja. Karp: Ekaterina II – Fridrich Mel'chior Grimm. Častnaja, chudožestvennaja i političeskaja korrespondencija epochi prosveščenija. T. I: 1764–1778. (MICHAEL SCHIPPAN)

Kimmo Katajala: Meanings of an Urban Space. Understanding the historical layers of Vyborg. (RALPH TUCHTENHAGEN)

Oxana Kosenko: Lebensfragen. Nikolaj Ivanovič Pirogov (1810–1881) als Erinnerungsfigur. Dargestellt anhand seiner Biografien. Mit einem Essay von Ortrun Riha. (DARIA SAMBUK)

- Leonid Luks: Zwei „Sonderwege“? Russisch-deutsche Parallelen und Kontraste (1917–2014). Vergleichende Essays. (OKSANA NAGORNAJA)
- Nikolaj A. Makarov: Rossija kak archeologičeskoe prostranstvo. (CARSTEN GOEHRKE)
- Oksana S. Nagornaja: Sovetskaja kul'turnaja diplomatija v uslovijach Cholodnoj vojny 1945–1989. Kollektivnaja monografija. (MARIA TIMOFEEVA)
- Igor' B. Orlov, Aleksej D. Popov: Skvoz' „železnyj zaves“. Russo turisto. Sovetskij vyezdnoj turizm, 1955–1991. (LILIJA WEDEL)
- Valerie Schatzker: The Jewish Oil Magnates of Galicia. Part 1: The Jewish Oil Magnates – A History, 1853–1945. Part 2: The Jewish Oil Magnates – A Novel by Julien Hirszhaut, translated by Miriam Dashkin Beckerman, edited by Valerie Schatzker. (MARTIN ROHDE)
- Helmut Rumpler, Ulrike Harmat: Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. XII: Bewältigte Vergangenheit? Die nationale und internationale Historiographie zum Untergang der Habsburgermonarchie als ideelle Grundlage für die Neuordnung Europas. (KRISTINA KAISEROVÁ)
- Renata Schellenberg: Commemorating Conflict. Models of Remembrance in Postwar Croatia. (VJERAN PAVLAKOVIĆ)
- Jutta Scherrer, Daniela Steila: Gor'kij – Bogdanov e la scuola di Capri. Una corrispondenza inedita (1908–1911). (NIKOLAUS KATZER)
- Oliver Jens Schmitt: Căpitan Codreanu. Aufstieg und Fall des rumänischen Faschistenführers. (JÜRGEN W. SCHMIDT)
- Aleksandra Sznajder Lee: Transnational Capitalism in East Central Europe's Heavy Industry. From Flagship Enterprises to Subsidiaries. (PETER WEGENSCHIMMEL)
- Daniel Unowsky: The Plunder. The 1898 Anti-Jewish Riots in Habsburg Galicia. (HANNA KOZIŃSKA-WITT)
- Grischa Vercamer, Ewa Wólkiewicz: Legitimation von Fürstendynastien in Polen und dem Reich. Identitätsbildung im Spiegel schriftlicher Quellen (12.–15. Jahrhundert). (CHRISTOPHE VON WERDT)
- Gennadij V. Žirkov: Žurnalistika stalinskoj épochi. 1928–1950-e gody. (PETER KAISER)

